

M i t t e i l u n g e n

- Oktober 1982 -

Diese Nummer gibt ausschließlich die Beiträge des SOFI zum 21. Deutschen Soziologentag vom 13. - 16. Oktober in Bamberg wieder.

Inhalt:	Seite:	—
Hans Paul Bahrdt Arbeit als Inhalt des Lebens ("... denn es fährt schnell dahin ...")	1	
Martin Baethge Wandel betrieblicher Strukturen von Angestelltentätigkeiten	34	
Horst Kern/Michael Schumann Arbeit und Sozialcharakter: alte und neue Konturen	58	
Wolfgang Pelull/Ulrich Voskamp Vorstellung des Projekts "Jugend und Krise"	82	
Edgar Einemann (Universität Bremen) Klaus Peter Wittemann Bericht und Thesen zur "Werftstudie" über Krisenerfahrung und Krisenbewußtsein	95	

Hans Paul Bahrdt

ARBEIT ALS INHALT DES LEBENS

=====

("...denn es fährt schnell dahin...")

öffentlicher Vortrag

1) Historische Vorbemerkungen

Sprachgeschichtler könnten besser als ich nachweisen, daß unser umgangssprachlicher Begriff von "Arbeit", erst recht die in der Wissenschaft gebräuchlichen Begriffe von "Arbeit" relativ jung sind, was natürlich nicht bedeutet, daß Arbeit als Sachverhalt eine historisch junge Erscheinung ist. Die Römer unterschieden zwischen "labor" und "negotium". Mit dem ersteren meinten sie die körperliche Arbeit, mit dem zweiten die Tätigkeit des Kaufmanns, vielleicht auch die des Gelehrten, im großen und ganzen das, was wir heute "geistige Arbeit" nennen. Es fehlte aber ein gemeinsamer Oberbegriff. Es wäre interessant zu verfolgen, ob und wie solcher Sprachgebrauch in den neueren Sprachen nachgewirkt hat. Auch im Mittelhochdeutschen hat das Wort "Arbeit" offensichtlich nicht dieselbe Bedeutung wie unser heutiges. Die Wortbedeutung von "Arbeit" war wohl in einer Hinsicht umfassender als die heutige. Sie meinte auch Arten der Belastung, die wir heute zwar nicht unter "Vergnügen" oder "Freizeit" rechnen, aber auch nicht "Arbeit" nennen würden.

Auch wenn wir uns jetzt nicht in Sprachgeschichte vertiefen wollen, interessant wäre doch die Frage, seit wann bei uns ein Geistlicher, ein Gelehrter, ein Kaufmann oder auch ein

Diplomat sein pflichtgemäßes Tun als "Arbeit" bezeichnet, und wann zum erstenmal der Ausdruck "geistige Arbeit" auftaucht. Sicherlich geschah dies relativ spät. Und es würde darauf deuten, daß sich die Bedeutung des Wortes Arbeit, die sich einerseits verengt hat - nicht alle "Mühsal" zählt heute als Arbeit -, in einer anderen Hinsicht als der eben angedeuteten ausgeweitet hat.

Die Geschichte der Wortbedeutungen kann auf die Geschichte der Sachverhalte deuten, insbesondere auf handlungsleitende Interpretationsmuster, denen die endgültige Wirklichkeit nur teilweise entspricht. Aber selbstverständlich sind solche Zusammenhänge nicht zwingend. Die Sprache kann hinter der Wirklichkeit herhinken, kann ihr vorauslaufen, kann sich in dem von ihr geschaffenen Gestrüpp verirren und kann eine verschleiende, eventuell ideologische Funktion übernehmen.

Noch zwei weitere - ebenfalls skizzenhafte - historische Bemerkungen.

Erstens: Die Bewertung dessen, was wir heute "Arbeit" nennen - vor Soziologen braucht man dies nicht ausführlich darzustellen - hat natürlich im Laufe der Geschichte gewechselt. In der Genesis wird ja wohl gesagt, daß der Mensch nunmehr, nach der Vertreibung aus dem Paradies, ein arbeitendes Wesen ist. Aber die Wendung: "Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen" ist ein Fluch, es ist die Verhängung der Strafe. Auch der oft mißverständene Psalmenvers: "Unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hochkommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es

Mühe und Arbeit gewesen" (9. Psalm, Vers 10), meint natürlich nicht, Mühe und Arbeit seien köstlich. Denn gleich danach heißt es: "Denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon". Ob eine andere als die bekannte Übersetzung nach Luther zweckmäßiger und weniger mißverständlich wäre, braucht uns nicht zu interessieren. Gemeint ist in jenem Klagelied, daß der Mensch in seinem kurzen Leben nichts Besseres als Mühe und Arbeit erwarten kann. Er kann froh sein, wenn es nicht schlimmer kommt. Aus anderen früheren Überlieferungen spricht jedoch keineswegs die Auffassung, daß der Mensch schlechthin ein Wesen ist, das arbeitet. Für das klassische Altertum gilt: Ein Teil der Menschen hat zu arbeiten, andere brauchen es nicht. Für den Vornehmen wäre es eine Schande, wenn er arbeiten müßte. Er hat sich um Krieg und Politik zu kümmern. Auch der wahre Philosoph, der die Verantwortung für die Polis zu übernehmen hat, arbeitet nicht. Dies tun zweifellos die Banausen, denen freilich gerade deshalb eine wahre philosophische Existenz verwehrt ist. So meinte wohl Plato, auf Sklaven, die vor allem die notwendige Arbeit zu verrichten haben, kann man nicht verzichten. Ohne sie würde die nötige Arbeit nicht getan. Freilich ist zweifelhaft, ob man sie als vollwertige Menschen anerkennen kann. So ähnlich schreibt Aristoteles.¹⁾

Allerdings kommt uns hier die Sprachgeschichte in die Quere. Legen wir unseren Arbeitsbegriff zugrunde, so würden wir meinen, Aristoteles sei doch ein recht fleißiger und arbeitssamer Gelehrter gewesen. Sonst hätte er uns nicht so viele "Werke" hinterlassen.

1) Aristoteles, Politik, Hrsg. E. Rolfes, Leipzig 1948, 4. Kap., S. 7 ff.

Gleichwohl, die Mehrzahl der vornehmeren Leute in der Antike und des Mittelalters haben nicht nur "labor" für unter ihrer Würde gehalten. Sie hielten auch anstrengende, langandauernde Tätigkeiten wie das Schreiben von Büchern nicht für ihre Pflicht, auch wenn sie solches Tun vielleicht respektierten.

In christlicher Zeit bereitet sich sicherlich eine Neubewertung von Arbeit (verbunden mit einer Begriffsverschiebung) vor. Aber dieser Prozeß dauert Jahrhunderte. Die Mönchs-Regel "ora et labora" hat sicher nicht ein Arbeitsethos im Sinne, das die Arbeit als solche hochbewertet. Sie ist eine asketische Forderung. Wer in ein Kloster eintritt, muß auf alle weltlichen Privilegien verzichten, so auch auf das Vorrecht der Vornehmen, nicht arbeiten zu müssen. Mit dieser Forderung war ganz sicher zunächst "labor" gemeint, z.B. körperliche Arbeit auf dem Feld oder in einer Werkstatt, womit die Zisterzienser wieder Ernst machten, nachdem in vielen Klöstern sich ein behäbiger feudaler Lebensstil verbreitet hatte. Interessant wäre festzustellen, ab wann auch das Abschreiben oder Verfassen von Büchern in den Klöstern als Arbeit angesehen wurde.

Ich brauche nicht näher auszuführen, daß an der Schwelle der Neuzeit, insbesondere im Zuge der Reformation ein allgemeines Umdenken beginnt. Zu erwähnen wäre hier nicht nur, in welcher Weise das kalvinistische Denken (Prädestinationslehre und Forderung zu innerweltlicher Askese) den Menschen auf eine diesseitige Existenz verweist, die nur durch harte Arbeit - jetzt wohl einschließlich auch der des Kaufmannes und des Gelehrten - gottwohlgefällig sein kann. Auch an den

lutherischen "Berufsbeariff" ist zu denken.¹⁾ Wenn der "Beruf" der Platz ist, an den Gott den Menschen hingestellt hat, dann kann die Arbeitstätigkeit, die der Beruf verlangt, letztenendes nicht unehrenhaft sein. Es mag unter weltlichem Aspekt höhere und geringere Berufe geben. Vor Gott wäre aber derjenige in jedem Fall sündig, der den ihm von Gott verliehenen Platz in dieser Welt nicht akzeptiert. Wer diesen Platz jedoch akzeptiert und ihn durch fleißige Arbeit ausfüllt, hat in einer Hinsicht zum mindesten Gottes Gebot erfüllt. Das bedeutet freilich keineswegs, daß er durch "Werkgerechtigkeit" selig werden kann.

Sein Leben mit harter Arbeit zuzubringen, und deshalb auch keine Zeit zu haben, um sich eine besondere theologische Bildung zuzulegen, vermindert den Rang vor den Augen Gottes allerdings nicht. Das ist freilich schon alte christliche Auffassung. Wer in dieser Hinsicht anders denkt, gerät in die Nähe gnostischer Häresie.

Wie leicht freilich sowohl die kalvinistische wie auch die lutherische Auffassung in eine zunächst noch religiöse und dann säkularisierte "Werkgerechtigkeit" umkippen kann, braucht nicht näher erörtert zu werden.

1) Vgl. M. Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1922, 1. Bd., S. 63 ff.

2) Ist Arbeit eine anthropologische Konstante?

Bevor ich auf die spezifische Auffassung und Bewertung von Arbeit in der Bürgerlichen Gesellschaft eingehe, noch ein letzter historischer Rückblick - wieder skizzenhaft -, der aber zugleich einige begriffliche und systematische Fragen aufwirft.

Der Sachverhalt "Arbeit" (in unserem Sinn) ist natürlich uralt. Aber haben die Menschen immer gearbeitet? Das kommt darauf an, wie man Arbeit definiert. Mühsal, Anstrengung bei der Beschaffung dessen, was sie zum Leben brauchten, war immer ihr Schicksal. Aber ist Arbeit eine anthropologische Konstante? Ist der Mensch seiner Gattung nach ein arbeitendes Wesen? Verwirklicht er sein Wesen durch Arbeit?¹⁾ Liest man die Pariser Manuskripte des jungen Marx, so könnte dies so erscheinen. Freilich ist die Arbeit, die dem Wesen des Menschen entspricht, nicht die entfremdete Arbeit des Industrieproletariers, der erst nach der Arbeit bei sich ist. Und wenn es immer wieder Menschen gab, die ohne selbst zu arbeiten von der Arbeit anderer lebten, so sind diese, wenn wir den jungen Marx richtig verstehen, auf ihre Art auch einer Selbstentfremdung verfallen. Das wahre Menschsein, das freilich in der Vorgeschichte der Menschheit sich noch nicht voll verwirklicht, ist jedenfalls durch freie, nicht entfremdete Arbeit gekennzeichnet, aber eben doch durch Arbeit. Ich

1) Vgl. K. Marx: Nationalökonomie und Philosophie, Hrsg. E. Thier, Köln, Berlin 1950, S. 139 ff., insbes. S. 149 ff.

will jetzt nicht erörtern, ob der ältere Marx der Arbeit noch diese zentrale, anthropologische Bedeutung beimaß, ob er nicht später die Arbeit in das "Reich der Notwendigkeit" verwies, dem auch die von Unterdrückung und Ausbeutung befreiten Menschen einen gewissen Tribut entrichten müssen. Dies hieße ja wohl, daß die verbliebene Arbeit ein Erdenrest, ein in Kauf zu nehmendes Stück Unfreiheit sei.

Jetzt interessiert uns aber eine begriffliche Frage, die nicht nur eine begriffliche ist: Können wir den Begriff der Arbeit so umfassend und zugleich so anthropologisch fassen, daß alle Tätigkeit, durch die der Mensch in einen lebensfördernden Austausch mit der Natur tritt, als Arbeit gilt? Wenn man dann wie der junge Marx sagt: "Denn was ist Leben anderes als Tätigkeit?"¹⁾, dann ist Arbeit freilich eine Kerneigenschaft des menschlichen Wesens. Arbeit ist dann der Sinn des Lebens. Aber erstens: Ist das Leben schlechthin Tätigkeit? Zweitens: Widerspricht ein so weitgefaßter Arbeitsbegriff nicht doch unserem Sprachgefühl? Warum klärt er nicht die Sache, um die es geht? Es hat doch seinen Grund, wenn wir manche Tätigkeiten, die sehr wohl anstrengend sind und Mühsal mit sich bringen, jedoch aus Pflicht geleistet werden, nicht Arbeit nennen.

Haben eigentlich die Jäger und Sammler, d.h. alle Menschen vor dem Neolithikum, und viele Menschen bis heute, gearbeitet, wenn sie - mühselig genug - hinter einem Wild herliefen, Früchte des Waldes suchten oder durch kaltes Wasser wartend auf Fischeschwärme warteten? Wenn sie sich Werkzeuge

1) a.a.O., S. 147.

herstellten, so war dies sicher Arbeit in unserem Sinn. Wenn wir den Menschen als ein Lebewesen definieren, das Werkzeuge nicht nur benutzt, sondern auch herstellt, dann haben die Menschen definitionsgemäß immer auch etwas gearbeitet. Aber ihr Leben war durch viele Tätigkeiten und untätige obwohl nicht unbedingt angenehme Befindlichkeiten gekennzeichnet, die wir nicht ohne weiteres Arbeit nennen können.

Wenn wir dies meinen, gleichzeitig aber sagen, Aristoteles sei ein fleißiger Arbeiter gewesen, obwohl er sein Bücherschreiben sich unter einen anderen Begriff gebracht hat (vielleicht war es "Poiesis"), dann haben wir doch einen Begriff von Arbeit im Kopf, den wir getrost überepochal anwenden. Es ist ja möglich, daß dieser Begriff auch unsere Kultur geprägt hat. Aber so kulturspezifisch ist er wieder nicht, als daß es völlig unsinnig wäre, versuchsweise mit ihm zu arbeiten. Uns bleibt sogar nichts anderes übrig, sonst würden wir einem völligen Relativismus verfallen und müßten auf alle Strukturaussagen über geschichtliche Distanzen hinweg verzichten; ja sogar eine bloße historische Beschreibung brächten wir nicht zustande. Jedes Fremdverstehen, das wir ja auch im Alltag ständig praktizieren, erfordert ein Hinausgehen über den eigenen Erlebniskreis mit Hilfe von Begriffen, die aber an diesen Erlebniskreis rückgebunden sind. Zwar kann niemand - auch der Soziologe nicht -, völlig aus seiner Haut fahren. Aber wenn er nicht ein Stück weit aus seiner Haut fahren könnte, gäbe es keine Wissenschaft.

3) Ein Begriff von "Arbeit"

Der Begriff von Arbeit, den wir offenbar im Kopf haben, auch wenn er uns nicht immer explizit vor Augen steht, und mit dem wir uns auch zutrauen, interkulturell und interepochale Vergleichsurteile zu fällen, könnte etwa folgendermaßen gefaßt werden:

Arbeit ist ein gekonntes, kontinuierliches, geordnetes, anstrengendes, nützliches Handeln, das auf ein Ziel gerichtet ist, welches jenseits des Vollzugs der Arbeitshandlung liegt.

Arbeit ist also ein Handeln, d.h. eine Tätigkeit, die zum Ziel hat, einen Zustand zu realisieren, der vorher noch nicht bestanden hat. (Natürlich kann das Ziel auch das Bewahren eines Zustands sein, der ohne die Arbeitstätigkeit verschwinden würde. Der veränderte Eingriff in die Wirklichkeit besteht dann darin, daß eine Veränderung verhindert wird.)

Der erstrebte Zustand liegt jenseits der Arbeit, ist nicht mit ihr identisch. Natürlich gibt es auch Freude an der Arbeit im Sinne von "Vollzugslust". Aber vom Spiel, das Selbstzweck sein kann, und manchen anderen Formen des ungerichteten Ausagierens unterscheidet sich Arbeit dadurch, daß sie nicht in sich selbst ruht. Sie erfährt ihren Sinn von ihrem Ergebnis her, das hinter ihr liegt.

Auch eine Arbeit, die insgesamt Befriedigung verleiht, ist niemals "Selbstverwirklichung", volle Selbstentfaltung der Person im jeweiligen Augenblick. Das ergibt sich nicht nur aus unserer Definition. Das lehrt auch die Erfahrung.

Arbeit zielt auf etwas Nützliches. Das Arbeitsergebnis, gleichgültig, ob es dem Arbeitenden zugute kommt oder anderen Menschen, "gilt" in der Gesellschaft als etwas, was den Menschen Nutzen bringt. Zerstörerische Tätigkeiten, auch wenn wir sie gelegentlich für notwendig halten (z.B. vieles Kampfverhalten), nennen wir nicht Arbeit. Hier gibt es natürlich Grenzfälle. (Viele Arbeiten in der Wirtschaft sind ausdrücklich darauf gerichtet, Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Die Tätigkeit des Soldaten in einer modernen technisierten Truppe ist oft in ihrem Verhaltenstyp "arbeitsähnlich", auch wenn sie Teil eines "Kampfes" ist.)

Arbeit ist "gekonnt". Wir setzen auch bei der einfachsten Arbeit voraus, daß der Arbeitende über gewisse Fertigkeiten im Hantieren mit Dingen verfügt (Kulturtechniken), wie man sie im Sozialisationsprozeß erlernt, ferner, daß er nach einer gewissen Einarbeitungszeit, die sehr kurz sein kann, die Arbeit rascher, flüssiger und erfolgreicher vollbringen kann als vorher. Bei vielen Arbeiten sind lange Lernprozesse erforderlich, um sich für sie zu qualifizieren.

Arbeit ist kontinuierlich. Eine einmalige nützliche Handlung, z.B. das Bugsieren eines schweren Koffers in ein Gepäcknetz, ist noch keine Arbeit. Arbeit ist stets eine längere Kette gekonnter nützlicher Handlungen und beansprucht längere Zeit. In der Regel nimmt sie einen erheblichen Teil unserer Lebenszeit ein.

Arbeit ist geordnet. Das heißt nicht, daß sie durchrationalisiert und durchweg geplant sein müßte. Immerhin erwarten wir von einer Arbeit, daß die Verrichtungen, aus denen sie sich zusammensetzt, sich in einer sinnvollen Reihenfolge ablösen, miteinander in Beziehung stehen und im ganzen direkt oder indirekt auf das Arbeitsziel bezogen sind.

Arbeit ist anstrengend: Damit ist nur gemeint, daß eine derart lange, in ihren Einzelphasen vorbestimmte, auf ein bleibendes Ziel gerichtete Tätigkeit, die nur wenige Unterbrechungen verträgt, kaum immer ein reines Vergnügen sein kann. Vielmehr bedarf es in aller Regel gewisser Impulse, die sich der Mensch geben muß (bzw. die er von außen bekommt). Er muß bei der Arbeit durchhalten, d.h. zwangsläufig auftauchende Augenblicks-Neigungen unterdrücken, die ihn von der Arbeit abzulenken drohen.

Diese Begriffsfassung verkörpert einen Typus menschlichen Handelns und setzt sich ab von anderen Typen wie etwa von "Spiel", "Kampf". Auch "Dienst" ist ein anderer Typus des Verhaltens. Dem tut nicht Abbruch, daß die Entscheidung über die Zuordnung einer realen Tätigkeit zu dem Typus "Arbeit" (im Unterschied etwa zu "Kampf") schwierig sein kann.

Unser Typus "Arbeit" ist ein "reiner Typus". Er ist zwar nicht ein Idealtypus im strengen Sinn. Jedoch ist auch er ein gedankliches Konstrukt, dem sich der beobachtete in sich komplexe Wirklichkeits-Ausschnitt nicht vollständig unterordnet, und wie wir noch sehen werden, offenbar auch

nicht unterordnen kann. Immerhin ist es möglich, gewisse Tätigkeitsabfolgen als "Arbeit" zu bezeichnen, auch wenn sie Elemente von anderen Tätigkeitstypen enthalten (z.B. spielerische). Selbstverständlich müssen wir auch darauf achten, ob die jeweils in den verschiedenen Epochen Tätigen ihr Tun - evtl. mit anderen Begriffen - in einer Weise interpretieren, die einigermaßen mit der unsrigen kompatibel ist. Denn wenn Arbeit ein Handeln ist, so gehört die Weise der Selbstgegebenheit zu der Substanz, die der Begriff erfassen muß. Selbst wenn also Aristoteles gemeint haben sollte, daß er etwas ganz anderes tat als ein Handwerker, so hat er doch sicher seine Zeit aufgeteilt in Unterrichtszeiten, Bücherschreiben und Lektüre anderer Philosophen ähnlich wie heute ein Professor seine Arbeit einteilt. Er hat also - so entscheiden wir uns - gearbeitet.

4) Arbeit in der Bürgerlichen Gesellschaft

Vielleicht ist dieser Begriff von Arbeit in der Tat geprägt durch die Sichtweise des bürgerlichen Zeitalters. Ich möchte aber jetzt die These aufstellen, daß dieses Zeitalter davon beseelt war, nicht nur einen bestimmten Begriff von Arbeit zu entwickeln, sondern gewissermaßen die Wirklichkeit nach diesem Begriff zu formen, und die von ihm gemeinten Sachverhalte radikaler zu verstehen, und die reale Arbeit dem gedanklichen Konstrukt, dem "reinen Typus" anzunähern.

Wenn ein Tun schon Arbeit ist, so soll es reine "unvermischte" Arbeit sein; keine unnützen Unterbrechungen oder Ablenkungen werden geduldet. Arbeitspausen sind genau geplant in der Weise, daß sie ausreichen, um die Arbeitsfähigkeit wieder herzustellen, länger brauchen sie nicht zu sein. Arbeit ist genau abgegrenzt von Freizeit, nicht nur begrifflich, sondern auch in der Realität. Man weiß genau, wann die Arbeit anfängt und wann sie aufhört. Es gibt keine fließenden Übergänge zwischen Arbeit und Freizeit. Die Arbeit findet nach Möglichkeit an einem Ort statt, dessen räumliche Vorkehrungen optimal für die Effektivität der Arbeit sind, und wo nichts anderes als Arbeit getan werden kann, z.B. in einem Betrieb oder in einer Amtsstube. Häusliches Leben und Arbeit werden räumlich getrennt.

Die "Gekonntheit" der Arbeit und die Ausdauer bei der Arbeit wird durch Erziehung und Ausbildung gesteigert. Sozialisation und Ausbildung werden ihrerseits in den Dienst des Erwerbs von Arbeitsqualitäten und Arbeitstugenden gestellt.

Hinsichtlich der Abfolge der Arbeitshandlungen genügt es nicht mehr, daß vernünftig ein Schritt nach dem anderen erfolgt, wie es sich in der Vergangenheit bewährt hat. Vielmehr wird der Arbeitsprozeß nach den Maximen der Zweckrationalität durchrationalisiert: d.h. Zweck und Mittel werden getrennt voneinander gedacht, die möglichen Mittel, in diesem Fall die Arbeitsverrichtungen, werden im Hinblick auf ihre Brauchbarkeit untersucht und die für die Erreichung des Zieles optimale Mittelkombination (Arbeitsteilung und Koordination der Teilvollzüge zu einem Arbeitsfluß) wird eingesetzt, ohne Rücksicht auf Traditionstabus, Status-Ambitionen und Gefühle.

Alles wird dem Nutzen, den die Arbeit nach der Arbeit bringt, untergeordnet. Traditionale Handwerker-Arabesken, spielerische und tänzerische Elemente, Begleitriten, die die Gemeinschaft der Arbeitenden symbolisch demonstrieren und womöglich Geister und Heilige als Helfer herbeischwören, sind überflüssig und werden weggeregelt. Sogar, daß körperliche Arbeit, wenn sie flüssig und ohne zu große Anstrengung vonstatten gehen soll, einen Rhythmus benötigt, wird zeitweilig vergessen. Ein rhythmischer Bewegungsablauf enthält ja stets auch Bewegungen, die nicht direkt zielgerichtet sind, sie sind also überflüssig. Das tayloristische Denken jedenfalls hat für sie kein Organ.

Solcherlei Arbeit ist zweifellos besonders anstrengend. Zwar hätten die eben dargestellten Veränderungen und Effektivierungen der Arbeit auch zur Minderung der Arbeitslast führen können. Später haben sich die Beanspruchungen der Körperschaft und die sonstigen Belastungen auch tatsächlich verringert. Und die Arbeitszeiten wurden kürzer. Aber zunächst war das Ziel keineswegs, sich das Leben leichter zu machen. Nur wer sich bei der Arbeit verausgabt, kann mit sich zufrieden sein. Und wenn sich das Ergebnis seiner Arbeit infolge von Rationalisierungen erheblich vergrößert, um so besser. Wer mehr erarbeitet als er zu seinem Leben braucht, verdient Lob. Eigentlich ist er erst dann ein vollwertiger Bürger. Aus der Arbeit entsteht Besitz.

Natürlich müßte man jetzt eigentlich einen Exkurs über Klassenstrukturen und Herrschaftsverhältnisse machen. Wer hatte die Chance, eine Arbeit zu verrichten, die mehr als das Lebensnotwendige erbrachte? Wer hatte die Macht, anderen Menschen eine Arbeit zuzumuten, die ihre Kräfte aus-

schöpfte und dennoch ihnen kaum das Lebensnotwendige erbrachte? Arbeitete er selbst wirklich genauso schwer? War eine Arbeit, die darin bestand, die Arbeit anderer zu beherrschen und zu kontrollieren nicht etwas leichter, aber dafür auch einträglicher? Hatte ein solcher Mensch eigentlich den Ertrag, den er erhielt, selbst erarbeitet, oder war er ein Ausbeuter?

Die Entstehung der Klassenstruktur industriekapitalistischer Gesellschaften ist jetzt nicht unser Thema. Die bürgerlichen Unternehmer fühlten sich jedenfalls mißverstanden, wenn man sie als Ausbeuter bezeichnete, die von der Arbeit anderer lebten. Sie arbeiteten ja selbst ganztägig und ziemlich hart. Gerade sie, aber auch Angehörige anderer bürgerlicher Schichten, Beamte, Gelehrte, höhere Angestellte, Politiker, neigten dazu, Arbeit hoch zu schätzen, in ihr den Sinn des Lebens zu sehen und daraus praktische Konsequenzen zu ziehen.

Es geschieht etwas Einmaliges in der Weltgeschichte. Zum ersten Mal bezieht eine Oberschicht die Forderung: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen! auch auf sich selbst und fühlt sich auch noch geehrt, obwohl dieses Wort aus der Genesis eigentlich ein Fluch war. Es gibt nunmehr eine Oberschicht, die keine Mußeklasse ist. Sogar das Politikmachen, das Regieren, Parlamentstätigkeit wird zur Arbeit. Weiß der Himmel, wie der Bewußtseinswandel zu erklären ist. Calvin und Luther und auch die anderen christlichen Oberlieferungen allein können es nicht gewesen sein, zumal ja der Fleiß der gehobenen Schichten noch ständig zunahm, als ihre Frömmigkeit nachließ.

5) Auswirkungen der bürgerlichen Arbeitsauffassungen
Widersprüche zwischen Bewußtsein und Wirklichkeit

a) Massenwohlstand

Ich behaupte nicht, daß ein Bewußtseinswandel (auch wenn es ein Bewußtseinswandel der Herrschenden ist) allein die Wirklichkeit umformt. Aber Einfluß auf sie hat er ohne Zweifel.

Wenn auch die Angehörigen höherer Schichten sich nicht zu schade für die Arbeit hielten, sondern sich sogar mit ihrer jeweiligen Arbeit identifizierten, so waren sie befähigt, auf der Basis ihrer durch Lernarbeit erworbenen Ausbildung die Effektivität gesellschaftlicher Arbeit so zu steigern, daß schließlich auch ihre Last gemindert werden konnte. Gleichzeitig aber entstand in Industrieländern ein Massenwohlstand wie ihn die Geschichte noch nicht gekannt hat. Wenn es gelungen ist, in einem Teil der Welt, die quälende Urarmut, unter der die Zahl der Menschen seit Jahrtausenden gelebt hat, zu überwinden, dann hat hierzu das moderne Verhältnis zur Arbeit, das Arbeitsethos wie auch das Wissen, wie Arbeit produktiver gestaltet werden kann beigetragen, natürlich durch Einsatz technischer Mittel, aber auch durch Umgestaltung der Arbeitsvollzüge und neue rationelle Formen der Arbeitsteilung.

b) Das zwiespältige Verhältnis zur körperlichen Arbeit

Zugleich aber hat sich das bürgerliche Bewußtsein (nicht nur Bürger hatten dieses Bewußtsein) in neuartige Widersprüche verwickelt.

Zunächst und auch später fiel es den Bürgern, und Bürgersöhnen nicht leicht, jene Tüchtigkeit zu erwerben und lebenslang so durchzuhalten, die ihrem Weltbild entsprach. Verfolgt man Zeugnisse aus dem 19. Jahrhundert - nicht zuletzt auch die Roman-Literatur -, so gewinnt man den Eindruck, daß das solide Arbeitsleben eines Bürgers doch noch sehr gemächlich vor sich ging, daß Söhne vermöglicher Eltern oft lange Zeit brauchten, um auf eigene Füße zu gelangen, manchmal auch endgültig ausflippten, daß es außerdem auch den Typ des "Rentiers" gab. Es fällt auch schwer, den Dienst des höheren Beamten oder Offiziers im 19. Jahrhundert als ganztägige Arbeit zu bezeichnen.

Hinzu kam, daß die bürgerliche Hochschätzung der Arbeit doch einen Typ von Arbeit vor Augen hatte, der derjenigen entsprach, die von den Bürgern selbst ausgeübt wurde: eine Arbeit, die nicht "labor", die vielmehr "schöpferisch" war und zu "Werken" führte, in denen man sich selbst wiedererkennen konnte. Allenfalls beschwor man im romantischen Mann das Bild des mittelalterlichen Handwerkers, wobei man aber vorzugsweise an Bildschnitzer, Kunsttischler, weniger an Kerzenmacher und Weber dachte.

Arbeit, die nicht diesem Bild entsprach, also auch die Arbeit des Proletariens, schätzte man geringer ein. Und es galt vor seinesgleichen als Schande, wenn man sozial so weit absank, daß man sich von körperlicher abhängiger Arbeit ernähren mußte.

Freilich ganz durfte man auch die niedere Arbeit nicht verachten. Das bürgerliche Verhältnis zur Arbeit enthielt auch eine humane Tendenz, die freilich erst sehr spät auch praktische Auswirkungen hatte. Wenn jede ehrliche Arbeit ihren Wert und ihre Ehre hat, so war es für den Bürger vielleicht doch keine Schande, eine Zeitlang, sei es aus Not, oder sei es auch zu Ausbildungszwecken, eine Arbeit zu leisten, die nicht standesgemäß war. Aber wie lange hat es gedauert, bis sich diese Meinung durchgesetzt hat. Seit wann eigentlich gehören Praktika in Maschinenhallen und auf Baustellen obligatorisch zur Ausbildung von Ingenieuren und Architekten? Waren nicht die Werksstudenten der zwanziger Jahre die ersten, die sich nicht schämten, ihr Studium durch Fabrikarbeit finanziert zu haben? Ist es nicht erst seit wenigen Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit, daß Gymnasiasten und Studenten, deren Elternhaus ihren Lebensunterhalt durchaus sichert, gelegentlich jobben (nicht selten am Fließband oder als LKW Fahrer), nur weil sie sich einen teuren Wunsch erfüllen wollen (eine Kamera, eine Auslandsreise, ein Gebrauchtwagen) oder weil sie meinen, sie müßten sich selbst noch mehr Praxis in den unteren Regionen ihres zukünftigen Berufsfeldes erwerben, als es die Studienordnungen vorschreiben. (Z.B. Medizinstudenten als Hilfspfleger) Obwohl solche Praxis die soziale Ungleichheit nicht beseitigt, gleichwohl bei den Beteiligten

Illusionen in dieser Richtung erzeugen kann, wird man sie unter humanitären Gesichtspunkten begrüßen. Im übrigen nützt sie der Gesellschaft, sie verhilft ihr zu leistungsfähigeren und flexiblen Führungskadern. Dies zeigt den Blick auf manche Entwicklungsländer, in denen es immer noch entehrend für Angehörige höherer Schichten (also auch für Studenten) ist, körperliche Arbeit zu leisten. Diese sitzen dann nicht selber später in leitenden Positionen nur hinter dem Schreibtisch und lassen sich nicht "vor Ort" sehen. Selbst zuzugreifen ist suspekt.

c) Neue Formen der Arbeitsteilung und Rationalisierung

Auf eine weitere Gruppe von Widersprüchlichkeiten brauche ich in diesem Kreis nicht weiter einzugehen. Es genügen einige stichwortartige Bemerkungen: Rationalisierung bedeutete in der Praxis neuartige und weiter als früher gehende Arbeitsteilung. Dadurch entstand nicht nur eine Vielzahl repetitiver Teilarbeiten, die dann wieder durch harte oktroyierte Disziplin zu einem effektiven Arbeitsfluß zusammengefügt werden mußten. Vor allem wurde die ausführende Arbeit von der Tätigkeit der Planung, der Leitung, der Koordination, ja sogar von der Instandsetzung der Arbeitsmittel und der Behebung von Störungen getrennt. "Rationalisierung" konnte also bedeuten, daß aus der Arbeit vieler das letzte Ingredienz von "Ratio" herausoperiert wurde. Ja sogar jene elementare "Rationalität", die dem menschlichen Handeln eignet, die Bezogenheit des Subjekts auf ein Objekt in der Gegenwart, das in einer antizipierten Zukunft in einen anderen Zustand überführt sein soll, kann verlorengelassen werden. In der Arbeitsmonotonie wird sowohl

die Subjekt-Objekt-Beziehung wie auch die zeitliche Struktur der Arbeitssituation destruiert. Damit verliert die Arbeit den Charakter des Handelns.

Nach unserer Begriffsbestimmung würde ein Tun, das nicht den Charakter des Handelns hat, auch nicht mehr unter den Begriff Arbeit fallen. Zugleich wird aber deutlich, daß hier natürlich nicht nur ein Definitionsproblem vorliegt.

Am Beispiel der Arbeitsmonotonie kann man jedenfalls deutlich machen, daß eine reale Radikalisierung jener Elemente, die wir als wesentlich für Arbeit gehalten haben (in diesem Fall Steigerung der "Ordnung" der Arbeit durch Rationalisierung) der Arbeit jene Verhaltens-Basis entziehen kann, welche die Bedingung der Möglichkeit einer Identifizierung mit der Arbeit ist, oder - um noch einmal den jungen Marx zu zitieren - "bei der Arbeit auch bei sich zu sein." Wenn sowohl die Subjekt-Objekt-Beziehung als auch die zeitliche Struktur der Situation gestört ist, dann entfällt die Möglichkeit, Ich-Identität durch den Vollzug der Arbeit zu reproduzieren. Und der Sinn einer Arbeit kann nur noch vergegenwärtigt werden, wenn die Arbeit unterbrochen wird. Die Pausenlosigkeit des Arbeitsflusses, die "Porenlosigkeit des Arbeitstages" (um diesen Ausdruck von Marx zu gebrauchen) ist aber gerade das Ziel der organisatorischen Rationalisierung der Arbeit.

d) Die "reine unvermischte Arbeit"

Eine andere Art von Widersprüchlichkeit im Verhältnis unserer Gesellschaft zur Arbeit entdecken wir an einer Reihe zunächst äußerlicher und vordergründig erscheinender Verlegenheiten.

Nicht nur die Herrschenden, diejenigen, die den Ton angeben, die die Arbeits-Regelungen erfinden und durchsetzen, sondern die meisten Mitglieder unserer Gesellschaft haben die Vorstellung verinnerlicht, die wirkliche Arbeit sei die reine "unvermischte" Arbeit. D.h. auch, es müsse sich in jedem Augenblick genau sagen lassen, ob das jeweilige Tun "Arbeit" oder "Nichtarbeit" sei. Sollte es Tätigkeiten oder Befindlichkeiten geben, bei denen eine solche Entscheidung nicht so leicht zu treffen ist, so sind diese suspekt. Weder haben sie den Wert wirklicher Freizeit, noch auch haben sie den Rang einer anständigen Arbeit, die den Werktag eines Erwachsenen auszufüllen hat. Man kann erwarten und verlangen, daß es zwischen der Arbeitszeit und der Nichtarbeitszeit eine klare Zäsur gibt.

Nach Möglichkeit wird diese Zäsur auch räumlich markiert. Man hat einen Arbeitsplatz (in der Regel in einem Betrieb), an dem man schwer etwas anderes tun kann, als arbeiten. Und man verfügt über eine Wohnung, die so eingerichtet ist, daß - abgesehen von der Küche - nirgendwo eine ernsthafte Arbeit stattfinden kann.

Diese stark verinnerlichte Denkweise prägt die Wirklichkeit - darauf werden wir gleich eingehen - nur z.T.; immerhin bestimmt sie den Typus zahlreicher Situationsdefinitionen und begründet so Berechnungen, Präferenzen und Verhaltensstile, obwohl man sicher nicht sagen kann, die für industrielle Gesellschaften charakteristische Trennung von Erwerbsarbeit und Wohnen sei eine Folge einer veränderten Auffassung von Arbeit. Daß wir der weitverbreiteten klaren zeitlichen Trennung von Arbeit und Nichtarbeit Verbesserungen der Lebensqualität

verdanken, ist selbstverständlich. Wenn sich schon in ferner Vergangenheit sowohl im städtischen Handwerkerhaus wie später auch im Bauernhaus Wohnräume und Arbeitsräume allmählich auseinanderdividiert haben, so daß Wohnlichkeit in unserem heutigen Sinn erst möglich wurde, so ist dies ein Stück Kulturentwicklung. Ebenso ist es ein Fortschritt, wenn man im Zuge der Industrie-Entwicklung die Arbeitersiedlungen nicht mehr unmittelbar neben den Hochöfen und Kokereien angelegt hat.

Dennoch kennen wir zahlreiche Verlegenheiten, die daraus entstehen, daß in manchen Berufen sich Arbeitszeit und Nichtarbeitszeit nicht so deutlich abgrenzen lassen, wie es uns mittlerweile selbstverständlich ist, oder daß die Erwerbsarbeit immer wieder in die häusliche Sphäre hinüberschwappt.

Wenn Eisenbahner, die dem fahrenden Personal angehören, regelmäßig Stunden auf fremden Bahnhöfen verbringen müssen, ehe sie nach Hause fahren können, so entstehen komplizierte Tarifverhandlungen: wie soll man solche Zeiten einschätzen, die offensichtlich weder unter den Begriff "Arbeit", noch unter den der "Freizeit" fallen? Wenn es sich um Angehörige sog. "gehobener" Beruf handelt, so erwacht unser sozialpolitisches Engagement meist noch nicht. Immerhin ist es bezeichnend, daß es hier besonders viele "fließende Übergänge" und "Vermischungen" gibt. Der Arzt, der sich zu Hause aufhalten kann, aber das Haus nicht verlassen darf, weil er Bereitschaftsdienst hat, der Geisteswissenschaftler, der die eigentliche produktive Arbeit zu Hause am Schreibtisch leistet (nicht im Institut) und damit zur häuslichen Umweltbelastung wird, der Manager, der an einem "Arbeitsessen" teilnimmt, all dies mögen Erscheinungen sein, die wir überwiegend als selbstverständlich oder als Gegenstand von witzigen Bemerkungen nehmen.

In vielen Fällen mag dieses Hinüberschwappen der Arbeit in die angebliche Freizeit an einer objektiv feststellbaren Überlastung liegen, der sich die Inhaber höherer Berufspositionen nicht entziehen können. Mitunter überlasten sie sich mehr oder weniger freiwillig: Der Wissenschaftler, der sich noch auf der akademischen Durststrecke befindet, tut mehr, als von ihm verlangt wird, weil er unter Konkurrenzdruck steht. (Publish or perish!) Aber könnte die notorische Überlastung nicht auch damit zusammenhängen, daß man einerseits sich auf einen rationellen Arbeitsstil, der ein gleichmäßiges angestregtes Durcharbeiten verlangt, eingestellt hat, andererseits aber an Arbeitsaufgaben geraten ist, die es nun einmal an sich haben, daß man nicht zu einer bestimmten Tagesstunde abschalten kann. Wäre in solchen Fällen nicht ein anderer Arbeits- und Lebensstil angemessen? Keineswegs das Dasein einer Mußeklasse, aber ein Tages-Rhythmus mit mehr Gelassenheit, mit mehr Gelegenheiten zum Innehalten, Sich-Umschauen, mit fließenden Übergängen zwischen Hobby und Arbeit. Vielleicht ist kreative geistige Arbeit als reine unvermischte Arbeit, als Abarbeiten eines Pensums überhaupt ein Unding.

Aber man kann auch an ganz andere Arbeitsarten denken. Moderne Hausfrauen, die einen größeren Haushalt mit Kind zu meistern haben, haben zweifellos einen full-time-Job. Entstammen sie einem städtischen Milieu und sind sie vor der Ehe erwerbstätig gewesen, dann organisieren sie ihren Arbeitstag, wie wenn es sich um Betriebsarbeit handelte. Womöglich unterwerfen sie sich einer noch größeren Disziplin, als sie vorher im Büro verlangt wurde. Aber da sie noch durch Hausarbeit in Anspruch genommen werden, bis das Abendbrot vorbei ist und

die Kinder zu Bett sind, sind sie fortlaufend überanstrengt. Unser Problem ist jetzt nicht, ob diese Überlastung, so wie sie heute in bestimmten Lebensphasen auftritt, individuell vermeidbar wäre, wohl aber, daß sich generell mehr Abhilfen eingespielt haben könnten, wenn die heutigen Hausfrauen sich den industriellen Arbeitsstil nicht angewöhnt und dann auf den Haushalt übertragen hätten, wenn sie sich z.B. wie früher mehr Zeit für den Schwatz mit der Nachbarin ließen und weniger nach der Uhr arbeiteten. Freilich kämen sie in Konflikte mit den übrigen Familien-Mitgliedern, für die der Haushalt eine Art von Rangierbahnhof mit festem Zeitraster ist.

Die Landarbeit stand schon immer unter dem Diktat von Wetter, Tages- und Jahreszeiten. Wer sich mit den Land-Stadtwanderungen der Vergangenheit befaßt, bemerkt, daß der unterschiedliche Arbeitsanfall im Sommer und Winter in neuerer Zeit zu einem immer größeren Problem für die auf Lohnarbeit angewiesene unterbäuerliche Bevölkerung wurde, und zwar umso mehr, als die in Betracht kommenden Arbeitgeber, größere Bauern und Gutsbesitzer, versuchten, anstelle ganzjährig beschäftigter Insten, Knechte und ähnlicher Beschäftigungsverhältnisse, nach Bedarf Tagelöhner einzusetzen. Diese fanden dann aber im Winter nicht genug Arbeit, insbesondere nachdem die Drescharbeit durch Maschinen erledigt wurde. (Sonst war diese oft die wichtigste Winterlohnarbeit, die allerdings - dem Marktgesetz folgend - schlechter als Erntearbeit bezahlt wurde.) "Rationalisierung" der Arbeit, die in anderen Bereichen der Wirtschaft bedeutet: gleichmäßiges ganztägiges und ganzjähriges Durcharbeiten (wenn nötig in geheizten und beleuchteten Arbeitsstätten), führt in der Landwirtschaft zuerst einmal zum Gegenteil. Nicht die Verlockungen der Großstadt, sondern die Chancen zu ganzjähriger Arbeit in der Industrie veranlaßt die unterbäuerliche Bevölkerung zur Abwanderung in die Städte oder zum Arbeitspendeln. Paradox ausgedrückt: Der Einfluß der Industrialisierung und ihrer Denkweise auf die Landwirtschaft hat über längere Zeit nicht zu einer Anpassung der landwirt-

schaftlichen Arbeit an industrielle Verhältnisse geführt, sondern ihre Nichtangepaßtheit vergrößert. (Das gilt auch in anderer Hinsicht: Modernisierung führte nicht zum Großbetrieb, sondern im Gegenteil zur personellen Verkleinerung landwirtschaftlicher Betriebe, bei freilich vergrößerter Anbaufläche.)

6) Arrangements mit der Wirklichkeit

Es gibt in unserer Gesellschaft freilich auch eine Reihe von Beispielen, in denen zwar auch die Arbeitswirklichkeit sich von der vorherrschenden Auffassung von Arbeit unterscheidet, in denen es aber in der Wirklichkeit zu einem Arrangement gekommen ist, dem man eine gewisse Humanität nicht absprechen kann. Ich bringe gelegentlich Prüflinge in Verlegenheit mit einer Frage. Ich erzähle von einem Kleinsiedler, der seinen Garten mit der Gießkanne gießt. Er gießt das Gemüse, die Zwiebeln, den Salat. All diese Pflanzungen bedeuten ein Natural-einkommen, das nicht unwichtig ist, da der Kleinsiedler noch sein Haus abzahlen muß. Also ist diese regelmäßige, z.T. anstrengende Tätigkeit doch wohl Arbeit. Jetzt schwenkt er die Kanne und gießt auf die Rosen, wenige Sekunden später schwenkt er zurück und begießt wieder anderes Gemüse. Kann man sagen: Jedesmal, wenn er die Rosen, die zweifellos unter Hobby zu subsumieren sind, begießt, hört die Arbeit auf. Jetzt herrscht für 5 Sekunden Freizeit. Wenn er wieder zurückschwenkt, ist es wieder Arbeit. D.h. gibt es innerhalb derselben Ver-richtung, ja genau genommen innerhalb ein und derselben Kör-perbewegung, die ihren eigenen Schwung und eigenen Rhythmus hat, innerhalb weniger Sekunden zweimal jene wichtige Zäsur, die den Übergang von der Arbeit zur Nichtarbeit, bzw. von der Freizeit zur Arbeit markiert? Das darf doch nicht wahr sein. (Man könnte auch an den Germanistik-Professor denken, der sich ins Bett legt, nach einem Band Goethe greift, in ihm

blättert und plötzlich nach einem Bleistift greift, und eine Stelle anstreicht, auf die er am nächsten Tag in einem Fortgeschrittenen-Seminar verweisen will. Danach hat er sich wieder dem Goethe-Gedicht zugewandt. Bald darauf fielen ihm die Augen zu.)

Zurück zu dem Kleinsiedler. Man kann nur hoffen, daß der Kleinsiedler sich selbst nicht genau darüber Rechenschaft ablegen mußte, was er genau in diesem Augenblick tat, als er in aller Gelassenheit seinen Garten wässerte. Aber vielleicht geriet auch er in Definitionsschwierigkeiten. Seine Frau könnte ihn ins Haus gerufen haben, weil er ihr dort bei ihrer Arbeit helfen sollte. Er könnte geantwortet haben, erst müsse er diese Arbeit fertig machen. Oder seine Frau rief: "Nun hör doch endlich auf mit der Arbeit, gönn dir doch mal Ruhe". Hierauf hat er möglicherweise geantwortet: "Das ist doch keine Arbeit, sondern ein Vergnügen!"

Nun lernt man freilich in der Soziologie schon als Anfänger, daß die Definition eines Begriffes nicht dasselbe ist, wie die Definition von Situationen. Aber hier haben wir es mit einem Fall zu tun, in dem eine Situationsdefinition nicht aus den Umständen hervorwächst, sondern unter Entscheidungsdruck produziert wird, damit auch eine Artikulation, ja sogar Legitimation enthält. Um seine Situation sozial zu definieren, d.h. auch ihren Sinn mitteilbar zu machen und damit sein Tun vor seiner Frau zu legitimieren, nimmt der Kleinsiedler zwar nicht eine schulgerechte Begriffsdefinition (per genus proximum et

differentias específicas) vor, aber er subsumiert sein Tun unter bestimmte vorgegebene Begriffe, die ihm die Sprache, d.h. seine Kultur anbietet. Freilich - so spüren wir - wird er der Sache mit seiner jeweils bevorzugten Antwort nicht gerecht. Die Sache, um die es geht, paßt weder ganz unter den einen, noch unter den anderen Oberbegriff, läßt sich allerdings auch nicht auseinandermontieren. Offensichtlich ist die Tätigkeit des Gießens von Blumen- und Gemüsebeeten eine Verhaltenseinheit.

Es ist freilich denkbar, daß der Kleinsiedler bei einer Gelegenheit eine Formulierung findet, die dieser Verhaltenseinheit schon eher gerecht wird. Er meint: "Wenn ich in meinen Garten gehe, dann bin ich wieder ein Mensch. Man muß doch auch Mensch bleiben." "Mensch sein" und "Mensch bleiben" sind nun freilich sehr weite Begriffe, unter die noch vieles andere fällt, als das Begießen der Beete. Aber mir scheint doch, daß Wendungen unserer Umgangssprache, wie "Man ist ja kein Mensch mehr", oder "man soll doch auch Mensch bleiben" sehr genau einen Aspekt von Tätigkeiten bezeichnen, der mit "Humanität" zusammenhängt, auch wenn sich solche Floskeln im Alltag natürlich abschleifen und verbrauchen.

Die Gartentätigkeit des Kleinsiedlers paßt in ihrer Tatsächlichkeit nicht in die vorgeprägten Begriffsschachteln unserer Kultur. Gleichwohl ist sie eine sehr häufige Erscheinung. Sie ähnelt zahlreichen anderen Verrichtungen, die Freizeitforscher zu unrecht unter "Freizeit" rechnen. Sie ist weder "reine unvermischte Arbeit" noch "reine

unvermischte Freizeit". Das bringt unseren Kleinsiedler in Definitionsschwierigkeiten, wenn er dazu gedrängt wird, seine Situation zu definieren. Sonst fühlt er sich aber in seinem Garten sehr wohl. Könnte dies nicht gerade daran liegen, könnte die Menschlichkeit seines Tuns nicht gerade darin bestehen, daß es sowohl Elemente ernsthafter Produktivität wie auch solche zweckfreien Ausagierens vereinigt, daß es die Chance enthält, etwas in aller Gelassenheit zu tun: einerseits ungestört durch fremdbestimmte Kommandos, Signale, die den Tätigkeitsfluß zur Unzeit immer wieder unterbrechen, andererseits durchsetzt mit Augenblicken des Verweilens, Innehaltens, des Hinausschauens über den Horizont der Aktualität. Gelassenheit ist die Freiheit, sich bei einem Tun, das immer auch eine Entäußerung ist, nicht völlig entäußern und an ein Thema hingeben zu müssen, unter Ausklammerung alles dessen, was nicht dazu gehört. Gelassenheit heißt also, auch beiläufig auf die Situationsumstände achten zu können, den Mitgegebenheiten nachlauschen zu dürfen, ob diese nun von der Aktualität ablenken oder gerade den Sinn dessen, was man tut, vorstellig machen. Gelassenheit ist jene Form der Ich-Identität, die den Bewegungen des Innern wie dem Wechsel der Umstände ihre eigene Zeit läßt und beide Zeitläufe so miteinander zu verknüpfen weiß, daß gegebenenfalls Rhythmus entsteht, so daß die Bewegungen des Körpers wie auch des Geistes ausschwingen können.

7) Schlußbemerkungen

Natürlich ist es nicht denkbar, daß in unserer Gesellschaft alle Arbeitstätigkeiten nach dem idyllischen Muster der Tätigkeit unseres Kleinsiedlers organisiert werden können. Wohl aber möchte ich die These vertreten, daß die Probleme, die unsere Gesellschaft mit der Arbeit hat, zum Teil (freilich nur zum Teil) damit zusammenhängen, daß ein falsches (nämlich nicht der menschlichen Natur entsprechendes), freilich tief verinnerlichtes Rationalitätsdenken uns dazu veranlaßt, die innere Kohärenz, den Rhythmus der Tätigkeiten und den Wechsel von Tätigkeit und Ruhe zu zerstören, und damit den Vollzug vieler Arbeitsvollzüge destruiert.

Der Mensch ist ein unvollständig spezialisierbares Wesen. Spezialisierung heißt nicht nur, daß ein Mensch für längere Zeiten auf spezielle Arbeitstätigkeiten mit spezieller Qualifikation festgelegt wird, sondern daß er auch im jeweiligen Augenblick ganz und gar auf eine bestimmte Arbeit im radikalen Sinn beschränkt wird. Die "reine unvermischte Arbeit", d.h. eine Arbeit, die während ihres Vollzuges nichts als Arbeit ist, die keinen Platz für spielerische Elemente und Besinnungspausen enthält, bei der jede Unterbrechung als eine technische oder organisatorische Panne interpretiert wird und schlechtes Gewissen erzeugt, ist natürlich freudlos und frustrierend. Wenn Arbeiten nur ein Wegschaffen von Arbeit ist, ein Abarbeiten eines Pensums, dann kann - so scheint es - nur Verkürzung der Arbeitszeit als Abhilfe angestrebt werden. Aber es ist zugleich abzusehen, daß eine Verkürzung der

Arbeitszeit ohne Lohnausfall zu weiterer Rationalisierung durch Intensivierung den Anlaß geben kann. Damit beißt sich die Schlange in den Schwanz.

Ich habe in meinem Vortrag viele Probleme, die unsere Gesellschaft mit der Arbeit heute hat, nicht angesprochen. Deshalb wäre es falsch, in meinen Aussagen den Versuch zu einem Generalrezept zu sehen. Ich habe z.B. nicht von Arbeitslosigkeit gesprochen. Nur am Rande habe ich erwähnt, wie neue und immer wechselnde Formen der Arbeitsteilungen immer wieder repetitive Teilarbeit erzeugen, die nichts anderes als entfremdete Arbeit sein kann. Ich habe auch kaum das immer dichter werdende Netz der Kontrolle und Fremdbestimmung erwähnt. Auch das Wort "Ganzheitlichkeit der Arbeit" habe ich kaum erwähnt. Dieses Thema habe ich nur unter einem bestimmten Aspekt angesprochen: Es kommt u.E. in erster Linie nicht darauf an, daß das von einem Arbeitenden erzielte Ergebnis ein Ganzes, ein fertiges Werk ist. Es gibt viele befriedigende Arbeiten, die nur ein Teilstück innerhalb eines vielgliedrigen und komplexen Arbeitsprozesses sind. Wenn man von Ganzheitlichkeit redet, so kommt es eher schon auf die innere Komplexität des individuellen Arbeitsvollzugs an, der verschiedene menschliche Vermögen so herausfordert, daß sie sich ergänzen können.

Mein Thema waren typische Widersprüche zwischen der in unserer Kultur in spezifischer Weise radikalisierten Auffassung darüber, was Arbeit zu sein habe einerseits, und andererseits einer äußeren Wirklichkeit, die sich dieser Auffassung nicht beugt und schließlich dem Menschen, der sich nur teilweise den von ihm selbst gesetzten Maximen anzupassen in der Lage ist. Hieraus entstehen eine Reihe von Konflikten.

Allerdings neige ich nicht zu Dramatisierungen. Weder ist unsere Zivilisation bedroht, weil der Wille zur Arbeit und die Identifikation mit der jeweiligen Arbeit zu erlahmen droht. Wir sind immer noch sehr fleißig, vermutlich fleißiger, als unsere Urgroßväter waren, unter denen in allen Schichten, gerade auch in den höheren und mittleren Schichten, - milde gesprochen - ein sehr distanzierendes Verhältnis zur Arbeit vorwaltete. Wie lange dauerte die Anlaufzeit des jungen Mannes aus gutem Hause, bis er sich an die Bürostunden einer Behörde oder im Geschäft seines Vaters gewöhnte. Wieviele verbummelte Semester wurden von den wissenden Eltern doch früher von vornherein mit einkalkuliert, wenn sie ihre Kinder auf die Universität schickten. Auf der anderen Seite wäre es natürlich utopisch, in dem Sturmloch gegen den Leistungsdruck oder im Ausweichen von Minderheiten in alternative Lebensformen, Vorzeichen für eine positive Wende, für eine Überwindung der "Arbeitsgesellschaft" zu sehen.

Allerdings haben wir gute Gründe, uns gegen schlechte Rationalisierungen der Arbeit in allen Bereichen des Berufslebens zu wehren, was nicht bedeutet, daß wir der Rationalität in unserer Lebensorientierung den Abschied geben müßten. Rationales Verhalten zeichnet sich nicht nur durch Effektivierung des Denkens in einem vorher eingegrenzten Bereich aus, sondern auch durch Bewußtseinserweiterung, nämlich durch Einbeziehung alles dessen, was für das Verständnis eines Sachverhalts wichtig ist. So kann es durchaus einen Sinn haben, sich auf Arbeitsformen und Arbeitsstile zu besinnen, die vor unserer Zeit verbreitet waren. Dies ist nicht nur Nostalgie. Zugleich nämlich könnte der Blick auf die neueste Entwicklung

der Technik Chancen entdecken für die Reaktivierung uralter Fertigkeiten und Tugenden. Armaturenwärter in einer großchemischen Anlage benötigen einen Verhaltensstil, der dem eines Hirten-Nomaden ähnlicher ist, als dem eines Betriebshandwerkers, dem sie in ihrer Qualifikation vielleicht gleichrangig sind. Der Arbeitsrhythmus eines Professors hat mit seinem Wechsel von Semester-Arbeit und vorlesungsfreier Zeit manche Ähnlichkeit mit dem Jahreszeiten-Rhythmus früherer bäuerlicher Arbeit. Ein Soziologe, der nicht oft und gern durch die Straßen seiner Stadt spazierengeht, ist ein schlechter Soziologe. Elektronische Datenverarbeitung müßte eigentlich den mittleren Beamten frei machen für Publikumsverkehr und Ermessensentscheidungen in aller Gelassenheit. Vielleicht gibt es in der technischen Entwicklung immanente Trends oder sogar so etwas wie eine Entwicklungslogik der Abfolge von Innovationen. Aber obschon der technische Fortschritt von Menschen gemacht wird, geschieht er offenbar im Hinblick auf die Tätigkeiten der Menschen, die mit Technik zu tun haben, nicht mit geschichtsphilosophischer Absicht. So gezielt werden bisher technische Fortschritte nicht herbeigeführt, als daß es beim Umgang mit Maschinen und Apparaten nicht immer wieder zu überraschenden und den jeweiligen Zeitgeist herausfordernden Anforderungen und Verlockungen käme.

Vor allem könnte der souveräne Blick auf die Geschichte wie auch auf die Gegenwart uns darauf aufmerksam machen, daß unser Arbeitsethos nur eine von mehreren Formen der Bewältigung von Pflichten ist. Eine andere Form ist das Dienstethos, das ehemals noch im Kurs stand, dem aber im Zeitalter der Automation wieder höhere Bedeutung zukommen dürfte. Dienstethos schließt auch die Pflicht zur Arbeit ein, wenn sich solche als notwendig erweist. Von einem, der im Dienst ist, verlangt man aber nicht, daß er immer arbeitet. Es genügt, wenn er in eigener Verantwortung, d.h. unter Vergegenwärtigung eines übergreifenden Funktionszusammenhangs, darauf wartet und trotz

äußerlicher Passivität darauf achtet, wann sein Eingriff nötig ist. Wenn dies der Fall ist, wird aber möglicherweise ein größerer Kräfteinsatz verlangt, als er bei einer kontinuierlichen Arbeit zumutbar wäre.

Demgegenüber entlastet das uns geläufige Arbeitsethos faktisch den Arbeitenden von Verantwortung. Selbst wenn er in eigener Regie arbeitet, was selten der Fall ist, muß er sich voll mit den einzelnen Arbeitsschritten, so wie sie aufeinander folgen, identifizieren. Er muß ständig bei der jeweiligen Sache bleiben. Gelassenheit bei der Arbeit wäre dasselbe wie Lässigkeit. Der Austausch des gewohnten Arbeitsethos durch ein Dienstethos, d.h. die Auswechslung von soziokulturellen Interpretationen, verändert die Arbeitswelt natürlich noch nicht. Immerhin könnte ein Mentalitätenwechsel eine Umverteilung individueller Präferenzen zur Folge haben, die auch Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt hätte. Vielleicht werden in Zukunft Leute, die sich kurzfristig unter Inkaufnahme von Gefahren bis zur Grenze ihrer seelischen und körperlichen Kräfte verausgaben, danach aber viel Zeit für Hobbys und Ruhe beanspruchen, besser bezahlt als diejenigen, die diszipliniert ein arbeitstägliches und ganzjährig gleichbleibendes Pensum abarbeiten. Die Entwicklung der modernrn Technik könnte dem entgegenkommen.

Wenn der Mensch genetisch heute noch ein Steinzeitmensch ist, also ein Jäger und Sammler, so würde dies auch seiner Natur entsprechen. Arbeit wäre dann nicht der Inhalt des Lebens, sondern einer der Inhalte des Lebens. Und die Arbeit selbst wäre seltener "reine" Arbeit, freilich auch freier. Die sog. Freizeit wäre freilich nicht so unverbindlich, sondern enthielte mehr verbindliche Elemente.

Martin Baethge

WANDEL BETRIEBLICHER STRUKTUREN VON ANGESTELLTENTÄTIGKEITEN
=====

Vortrag im Themenbereich I: Sozioökonomische Strukturpro-
bleme der industriell-kapitalistischen Entwicklung

In Anbetracht der Thematik des diesjährigen Soziologentages "Krise der Arbeitsgesellschaft" gewinnt die Ausein-
setzung mit dem Wandel der Angestelltentätigkeiten, also mit
jenen Tätigkeiten, in denen heute annähernd die Hälfte der
abhängig Beschäftigten ihren Lebensunterhalt verdienen, vor
allem unter zwei Aspekten an Interesse:

- erstens unter dem quantitativen Aspekt, wieweit die
historische Hoffnung heute noch realistisch ist, daß die
Ausdehnung dieses Bereichs von in der Regel nicht unmit-
telbar produktiver Tätigkeiten die in den produktiven Sektor
durch die dort ablaufenden Rationalisierungsprozesse
freigesetzten Arbeitskräfte aufnehmen kann;
- zweitens unter der in der Vergangenheit häufig nicht
weniger optimistisch gesehenen Perspektive, daß die Aus-
weitung dieser Art von Tätigkeiten, deren gemeinsames
und sie gegenüber Arbeitertätigkeiten zugleich abgrenzen-
des Kriterium in ihrem Charakter als "Kopfarbeit" ge-
sehen wurde, auch strukturell eine Entwicklung zu selbst-
ständiger, inhaltsreicherer, die geistigen und kommunika-
tiven Potenzen des Menschen entfaltender Arbeit in Gang
setzen würde.

Nun müssen wir uns an dieser Stelle m.E. weder lange darüber
unterhalten, daß die Differenzierung zwischen Arbeiter- und
Angestelltentätigkeiten schon seit langem für viele Arten von

Tätigkeiten beider Kategorien nicht mehr gut mit dem Gegensatz von Kopfarbeit und Handarbeit beschrieben werden kann, noch müssen wir eine berufliche Einheitlichkeit für Angestellten-tätigkeiten postulieren, die sie schon sehr früh nicht mehr aufweisen, um dennoch beiden Betrachtungsaspekten auch für die Gegenwart noch Bedeutung zuzumessen.

Im Zentrum meiner Überlegungen steht, dem Thema entsprechend, der zweite Punkt: die rationalisierungsbedingten qualitativen Veränderungen der Arbeits- und Berufssituation der Angestellten, die durch ihre betriebliche Stellung definiert wird. Wenn ich dennoch zunächst kurz auf quantitative Veränderungen eingehe, so deswegen, weil in den aggregierten Zahlen der Arbeitsmarkt- und Berufsstatistik sowohl die nach außen transponierten Resultate innerbetrieblicher Rationalisierungsprozesse ihren Ausdruck finden als auch derart kumuliert als Außenbedingung auf die innerbetriebliche Situation zurückschlagen.

Die Zahl der Angestellten steigt in den wichtigsten Wirtschaftsabteilungen relativ kontinuierlich bis 1973, um seitdem zu stagnieren oder leicht rückläufig zu sein. Lediglich bei den Gebietskörperschaften und Sozialversicherungen und bei den Dienstleistungen von Unternehmen und freien Berufen können wir noch nennenswerte Steigerungsraten bei den Angestellten im letzten Jahrzehnt feststellen.¹⁾ Nach den wichtigsten Angestellten-Berufsgruppen aufgegliedert, ist eine ähnliche Tendenz zu konstatieren: eine leicht rückläufige Entwicklung weisen seit 1973 die technischen Sonderfachkräfte (u.a. technische Zeichner), Warenkaufleute,

insbesondere die qualifizierten Groß- und Einzelhandelskaufleute, Versicherungsfachleute und Rechnungsfachleute (Buchhalter), sowie Bürohilfskräfte auf, während die Bankfachleute noch leicht, die Bürofachkräfte sogar noch etwas stärker zunehmen und Datenverarbeitungsfachleute und Helfer-Berufe eine erhebliche Expansion erfahren (vgl. Tab. 1).

Ein Vergleich der Steigerungsraten der Beschäftigten in den sechziger und siebziger Jahren nach den wichtigsten Angestellten-Berufsgruppen macht erst vollends den Bruch in der Entwicklungsdynamik der Angestelltenberufe deutlich. Zur Illustration: lag beispielsweise die Steigerungsrate für Bank- und Versicherungsfachleute zwischen 1961 und 1970 bei + 92 %, so zwischen 1970 und 1980 nur noch bei 13 %, und dies trotz exorbitanter Expansion des Geschäftsvolumens in diesem Bereich. Bei den Bürofach- und Bürohilfskräften sank die Steigerungsrate von 54 % in den sechziger auf 24 % in den siebziger Jahren. Auch die Anteile der Angestellten an der Gesamtheit der Arbeitslosen, die seit 1974 etwa zwischen 40 % und 30 % schwanken und damit fast doppelt so hoch liegen wie in der Rezession von 1966/67, verweisen darauf, daß sich in den siebziger Jahren ein Umbruch im Angebot und in der Nachfrage nach Angestellten vollzogen hat, der nicht allein konjunkturell bedingt zu sein scheint. Da wir selbst in expandierenden Wirtschaftsbereichen Rückläufigkeit, Stagnation oder erheblich unter den Steigerungsraten des Geschäftsvolumens bleibende Ausdehnung der Angestelltenzahlen beobachten, muß es zu größeren Rationalisierungsbewegungen gekommen sein. Dies ist, wie allgemein bekannt, ja auch tatsächlich der Fall gewesen. Die durch ökonomische Konzentrationsprozesse, organisatorische Spezialisierung von Unternehmensfunktionen und das

Erwerbstätige in technischen und kaufmännisch/verwaltenden Angestelltenberufen (Angaben in 1000)

	1970		1973		Veränd. d. Ges.-Zahl. 1973 zu 1970 in %	1976		1978		1980		Veränd. d. Ges.-Zahl. 1980 zu 1973 in %
	ins- da- von ge- samt weibl.	1074 132	ins- da- von ge- samt weibl.	1254 141 ³⁾		ins- da- von ge- samt weibl.	1227 138 ³⁾	ins- da- von ge- samt weibl.	1249 135 ⁴⁾	ins- da- von ge- samt weibl.	1348 158 ⁴⁾	
Technische Angestellte ¹⁾					16,8							7,5
- Industriemeister/ Werkmeister	117	-	128	-	9,4	125	-	122	-	127	-	0,8
- Technische Sonderkräfte	222	91	208	96	6,3	202	90	193	85	205	99	1,4
-- Technische Zeichner	118	46	116	54	1,7	108	45	100	47	109	52	6,0
Kaufmännisch/verwaltende Angestellte ²⁾												
- Warenkaufleute	6142	3563	6419	3852	4,5	6327	3825	6542	3952	6860	4173	6,9
-- Groß-/Einzelhandelsk./ Einkäufer	2104	1208	2082	1226	1,0	1964	1171	2008	1206	2043	1255	1,9
- Bank- und Versicherungs- kaufleute	702	250	623	198	11,3	583	178	597	195	607	194	2,6
-- Bankfachleute	446	172	493	202	10,5	477	202	488	199	506	211	2,6
-- L-/S-Versicherungsfach- leute	296	132	325	154	9,8	311	154	328	154	344	165	5,8
- Buchhalter	144	38	157	45	9,0	154	45	151	42	154	45	1,9
- Datenverarbeitungsfach- leute	356	235	309	214	13,2	294	212	269	198	261	191	15,5
- Bürofach- und Büro- hilfskräfte	61	10	73	13	19,7	92	20	102	21	113	21	54,8
-- Bürofachkräfte	3075	1847	3400	2084	10,6	3380	2118	3546	2221	3804	2385	11,9
-- B-Hilfskräfte ⁵⁾	2554	1386	2929	1655	14,7	2905	1684	3086	1802	3354	1975	14,5
Sprechstundenhelfer	413	396	365	356	11,6	378	366	355	345	358	349	1,9
	118	116	143	142	21,2	184	182	205	203	225	224	57,3

- 1) Zu den Technischen Angestellten werden alle Ingenieurberufe (ohne die Gruppe der Architekten/Bauingenieure) die Chemiker/Physiker und Mathematiker, Techniker und Technische Sonderfachkräfte gezählt.
- 2) Zu den kaufm./verwaltenden Angestellten werden alle Warenkaufleute (ohne Handelsvertreter/Reisenden), Bank-/Versicherungskaufleute, andere Dienstleistungskaufleute, Rechnungskaufleute/Datenverarbeitungskaufleute und die Bürofach- und Bürohilfskräfte gezählt.
- 3) Die Angaben für 1973 und 1976 beinhalten nicht die weiblichen Chemiker, Physiker und Mathematiker und sind nicht um die weiblichen Bauingenieure und Architekten bereinigt.
- 4) Die Angaben für weibliche Technische Angestellte 1978 und 1980 beinhalten nicht die weiblichen Chemiker, Physiker und Mathematiker.
- 5) Unter dem Titel Bürohilfskräfte sind lediglich die Stenographen, Stenotypisten und Maschinenschreiber gefaßt.

Quelle: Eigene Berechnungen nach "Erwerbstätige nach Berufsgruppen und ausgewählten Berufsordnungen: Ergebnisse der Volks- und Berufszählung durch des Mikrozensus 1973, 1976, 1978 und 1980", in: Statistisches Bundesamt: "Wirtschaft und Statistik" Nr. 7/1981, S. 442 f. der Stat. Monatszahlen.

rapide Vordringen von neuen hoch produktiven Systemen der Daten- und Informationsverarbeitung bewirkten quantitativen Rationalisierungseffekte dürften durch die Ihnen vorgetragenen globalen Zahlen noch nicht einmal richtig wiedergegeben sein, da in ihnen gegenläufige Prozesse - etwa die Ausdehnung öffentlicher Verwaltungsfunktionen oder die Erweiterung kleinbetrieblich erstellter Dienstleistungen auf der einen, Rationalisierungsmaßnahmen im Bereich der großbetrieblichen Industrieverwaltung oder der privaten Dienstleistungen auf der anderen Seite - saldiert worden sind.

Das tatsächliche Ausmaß der Beschäftigungseffekte, die durch die Rationalisierung der Angestelltenarbeit bewirkt werden, ist im Augenblick ebenso schwer abschätzbar wie eine fundierte Prognose der zu erwartenden Entwicklung. Selbst über Fallstudien sind diese Effekte kaum exakt zu ermitteln, da sich in der Regel die Rationalisierungen einzelner Angestelltenbereiche mit anderen Strukturveränderungen überlagern und genaue Zuordnungen nur schwer möglich sind. Dennoch lassen sich Anhaltspunkte aus unseren empirischen Untersuchungen gewinnen: in den großbetrieblichen Dienstleistungsbereichen des Kreditgewerbes, in denen die Einführung neuer auf Mikroelektronik basierter EDV-Systeme - (ich werde im weiteren immer verkürzt von mikroelektronischer EDV reden; was ich damit konkret meine, erläutere ich im Zusammenhang des zweiten Punktes) - am weitesten fortgeschritten ist, kommt es in den untersuchten Abteilungen innerhalb von etwa fünf Jahren zu einem Personalrückgang von zwischen 20 % und 40 % (Versicherungen, Bausparkassen), der nicht durch eine entsprechende Zunahme in anderen Bereichen ausgeglichen wurde. Nicht ganz so hohe Einsparungen an Personal waren in einzelnen

Abteilungen der Industrieverwaltungen, den Verwaltungen des Einzelhandels und der Kreditinstitute bei Einführung neuer EDV-Systeme zu beobachten.²⁾ Ähnlich große Produktivitätseffekte werden aus Untersuchungen über den Einsatz von computer-aided-design (CAD) im Bereich technischer Angestellten-tätigkeiten berichtet.

Diese Angaben sind insgesamt eher vorsichtig und zurückhaltend. Sie sollen zum einen deutlich machen, daß die technischen und organisatorischen Rationalisierungen im Angestelltenbereich nach unseren Erfahrungen vor allem in Großbetrieben weniger rasant abgelaufen sind und bislang auch weniger spektakuläre Personaleinsparungen bewirkt haben, als häufig von Computer-Herstellern und Rationalisierungsexperten proklamiert wird. Auf der anderen Seite aber sind die Effekte dann doch recht beträchtlich und es spricht einiges dafür, daß sie in Zukunft einen noch größeren Umfang annehmen werden. Unter der Bedingung noch expandierender Geschäfte und einer gewissen Unsicherheit im Umgang mit den neuen EDV-Systemen haben zumal die Dienstleistungsgroßbetriebe zur Vermeidung von Funktionsstörungen und von Unruhe unter dem Personal die Rationalisierungseffekte möglichst nicht mit größeren Entlassungen, sondern über natürliche Fluktuation und innerbetriebliche Umsetzungen relativ vorsichtig zu realisieren versucht. Für die Zukunft dürfte die Rationalisierungsintensität in den Angestelltenbereichen noch zunehmen und meiner Schätzung nach mit größeren Freisetzungen verbunden sein - einerseits durch verschärfte ökonomische Bedingungen auch für die kommerziellen Dienstleistungsbereiche und für Industrieverwaltungen,

andererseits aber auch verursacht durch weitere Fortschritte der Mikroelektronik und ihrer preisgünstigen Anwendbarkeit als EDV-Systeme auch für kleinbetriebliche Bereiche.

Unsere erste Frage läßt sich also relativ eindeutig negativ beantworten: die Angestelltentätigkeitsbereiche werden - ceteris paribus - in Zukunft kaum noch als Kompensation für schwindende Arbeitsmöglichkeiten in anderen Wirtschaftsbereichen dienen können, sondern werden selbst ihr Beschäftigungsvolumen relativ, sehr wahrscheinlich auch absolut verringern.

Ein sich tendenziell verengender, wenn nicht gar versperrter Arbeitsmarkt muß nun auch für die innerbetriebliche Stellung von Angestellten negative Folgen haben, da ihre Chancen zum Betriebswechsel sinken. Dies noch umso mehr, als die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt gerade für Angestelltentätigkeiten durch das Einströmen großer Gruppen formal gut oder sogar hoch-qualifizierter Jugendlicher verschärft wird.

Damit bin ich beim Kern des Themas, dem Wandel der betrieblichen Stellung der Angestellten, von dem her sich auch ihre gesellschaftliche Zukunft im wesentlichen bestimmen wird. Ich beziehe mich bei der folgenden qualitativen Analyse schwerpunktmäßig auf jenen quantitativ größten Bereich mittlerer technischer, vor allem aber kaufmännischer Angestellter, die als Bürofachkräfte und/oder Sachbearbeiter auf der qualifikatorischen Basis einer abgeschlossenen kaufmännischen Berufsausbildung in den Büros kommerzieller privater wie öffentlicher Dienstleistungsunternehmen (Handel, Banken/Sparkassen, Versicherungen) oder in der Industrieverwaltung tätig sind. Weniger gedacht ist hierbei sowohl an die unteren Angestellten, also an die Vielzahl der Schreib- und

sonstigen Bürohilfskräfte und der Verkäuferinnen im Einzelhandel, als auch an die höheren, zum Teil leitenden Angestellten, für deren Arbeit häufig schon ein Fachhoch- oder Hochschulstudium vorausgesetzt wird.

Gerechtfertigt erscheint diese Eingrenzung auch durch die Geschichte der Rationalisierung von Angestelltentätigkeiten: Nachdem in den sechziger und frühen siebziger Jahren die technische und organisatorische Rationalisierung von Bürotätigkeiten schwerpunktmäßig auf Registrier-, Buchungs- und Berechnungsvorgänge, auf einfachen Schriftverkehr und auf die Neuorganisation der Schreivarbeiten ausgerichtet war, zielen neuere Rationalisierungsprozesse mit Hilfe fortgeschrittener elektronischer Datenverarbeitungssysteme verstärkt auch auf die bis dato von Rationalisierungen nur indirekt (z.B. über die Organisation von Textverarbeitung) betroffenen Sachbearbeiter-tätigkeiten.

Lassen Sie mich dazu einleitend kurz an den theoretischen und wissenschaftlichen Kontext des Themas erinnern (in der Legende des Programmheftes wird für diesen Bereich ja auch eine Überprüfung der wissenschaftlichen Paradigmen von uns verlangt). Gleichsam wie ein roter Faden durchzieht die Angestellten-Soziologie oder - vielleicht besser, weil disziplinar weniger verfestigt - die soziologische Beschäftigung mit den Angestellten die Differenz dieser Gruppe abhängiger Beschäftigter zu den Arbeitern. Diese Tradition reicht von G. Schmoller über E. Lederer bis hin zur Kontroverse zwischen Th. Pirker und H.P. Bahrdt. Anfang der sechziger Jahre.³⁾ Nun muß man kein hartnäckiger Verfechter einer eigenen Disziplin

Angestelltensoziologie sein, um diese wissenschaftsgeschichtliche Betrachtungsperspektive für nicht ganz zufällig und auch nicht für rein ideologisch zu halten und ihr zumal betriebssoziologisch - d.h. bezogen auf betriebliche Arbeits-, Leistungs-, Hierarchie- und Privilegienstrukturen - eine gewisse Berechtigung zuzusprechen. Problematisch wird diese Betrachtungsperspektive wohl erst in einer klassentheoretischen Zuspitzung, in der Hypostasierung der Angestellten als einer eigenen Klasse. Insofern ist Ulf Kadritzke mit seinem Plädoyer für Abschaffung einer eigenen Angestelltensoziologie samt den dafür angeführten theoretischen Argumenten gegenüber den Vertretern einer klassenmäßigen Sonderstellung der Angestellten voll zuzustimmen.⁴⁾ Allein eine derartige, theoretisch stichhaltige disziplinäre Bereinigung der Industrie- und Berufssoziologie würde die empirischen Probleme der Differenzierung der Arbeiterklasse bzw. der Klasse der abhängig Beschäftigten und ihrer sozialstrukturellen und politischen Bedeutung nicht lösen. Ob diese Differenzierungen freilich in ihren Hauptlinien und zur Gänze noch am sozialversicherungsrechtlichen Titel festzumachen sind (und ob sie es mit Ausnahme der Frühzeit der Industrialisierung, wo es noch keine Sozialversicherung gab, je waren), darf mit Recht bezweifelt werden, wobei die Zweifel heute sicher durch mehr empirische Gründe gestützt werden als noch vor zwei Jahrzehnten. Nicht allein die fortschreitende Abnahme des Anteils manueller Verrichtungen und die Zunahme von Wahrnehmungs-, Denk- und Planungsakten bei vielen Arbeitertätigen sowie die Substitutionsmöglichkeit auch qualifizierter Angestelltentätigkeiten durch DV-Programme (z.B. Kundenberatungsprogramme aus der EDV, elektronische Antragsbearbeitung) und die

Reduzierung vieler Angestelltentätigkeiten auf einfache ausführende Routinetätigkeiten sprechen dafür. Die durch die Mikroelektronik heute ermöglichte informations- und organisationstechnologische Verknüpfung von produktiven und verwaltenden Bereichen in der Industrie stellt hier zunehmend beide Beschäftigungsgruppen auch im Arbeitsvollzug unter die gleichen Organisationsprinzipien.

Insofern scheint die Kontroverse zwischen Th. Pirker und H.P. Bahrtdt von Anfang der sechziger Jahre über die Frage, wieweit das arbeitssoziologische Instrumentarium zur Erfassung der Veränderungen im Bürobereich verwandt werden könne, durch die zwischenzeitliche Geschichte der Büro-rationalisierung endgültig zugunsten der Bahrtdtschen Position entschieden zu sein. Denn diese Geschichte zeigt, daß tatsächlich die Prämisse Bahrtdts für die Anwendbarkeit arbeitssoziologischer Kategorien zutreffend ist, daß die Rationalisierung des Büros prinzipiell ähnliche Wirkungen auf die Arbeitssituationen hat wie die der Produktion und die Andersartigkeit von Arbeitsgegenstand und -aufgabe von Bürotätigkeiten, Erarbeitung und Bearbeitung von Informationen, allenfalls graduelle, nicht aber - wie Pirker meinte - grundlegende Unterschiede in der Rationalisierung und ihren arbeits-situativen Folgen hervorbringt.⁵⁾ Die gegenwärtig beobachtbaren Prozesse der Büro-rationalisierung machen diesen Sachverhalt in einem Ausmaß deutlich, wie es Anfang der sechziger Jahre tatsächlich nicht erkennbar war, da die entscheidende Zäsur - wie noch auszuführen sein wird - durch den Übergang zu mikroelektronisch betriebener Datenverarbeitung markiert wird.

Bei allen Ähnlichkeiten und Analogien zur Rationalisierung der Produktion sah auch Bahrtdt noch deutliche Grenzen für die umfassende Rationalisierung der Büroarbeit. Sie lagen für ihn begründet in dem, was er "lückenhafte" oder "mangelhafte Rationalität" (Bahrtdt, S. 72 f.) von Bürokratien nennt und die er bedingt sieht nicht nur durch "die durch keinerlei Rationalität aus der Welt zu schaffende Vielfältigkeit der Korrespondenz" oder durch die "Reichhaltigkeit der angebotenen Waren", sondern vor allem durch nicht ohne weiteres wegorganisierbare Konventionen einer "individuellen Behandlung des Kunden" und den Kompliziertheiten von Entlohnungs- und Zahlungsmodalitäten (vgl. Bahrtdt, S. 73 f.).

Heute lesen sich solche Überlegungen wie beinahe eine wenig antiquierte Romantisierung der Bürowelt. Sicherlich bezeichnen sie Widerstände, die sich der durchgreifenden Rationalisierung der Büros in den Weg gestellt haben und im Einzelfall auch heute noch hemmend wirken können. Sie sind sicherlich auch der Grund dafür, daß sich die Einführung neuer EDV-Systeme in den Großbetrieben sehr viel langsamer vollzogen hat, als Hersteller, Planer und Organisatoren sich und den Unternehmensleitungen das vorgestellt hatten. Aber wer heute einmal das Ausmaß automatischer Korrespondenz in Versicherungen oder die Funktionsweise von Direktversand-Bestellsystemen in einer großen Industrieverwaltung kennengelernt hat, der denkt vermutlich sehr viel nüchterner über die 'Vielfältigkeit der Korrespondenz' und die 'individuelle Behandlung' von Kunden und Lieferanten. Die neuen Formen automatischer Korrespondenz, die sich vor allem auch auf qualifizierte Formen des Schriftverkehrs zum Vertragsverhältnis

von Kunden (z.B. Erläuterung von Vor- und Nachteilen bestimmter Vertragsänderungen, steuerrechtliche Probleme, Beileihungsmöglichkeiten laufender Verträge) beziehen, haben den Stil des Schriftverkehrs in doppelter Weise grundlegend verändert: Bei weitgehender Entindividualisierung des Inhalts können sie den optischen Schein der Individualität aufrechterhalten und sogar - etwa gegenüber handschriftlich ausgefüllten Formblättern - erhöhen. Sie haben aber darüber hinaus den Individualisierungsanspruch bei allen Beteiligten herabgesetzt; schnellere Erledigung von Geschäftsvorgängen und umfassendere Information kompensieren diesen Verlust allemal.

Diese kurze Abschweifung in die automatische Korrespondenz trifft gleichwohl das Zentrum des Problems. Innerhalb relativ weniger Jahre sind die Verkehrsformen und Verhaltensweisen, die den Inhalt der Büroarbeit ausmachen, einem grundlegenden Rationalisierungsprozeß unterzogen worden, der den breiten Einsatz neuer EDV-Technologien sowohl ermöglichte als durch ihn auch forciert wurde und heute den beruflichen Zuschnitt beinahe aller Angestelltentätigkeiten und die betriebliche Stellung auch der qualifizierten Angestelltengruppen gravierend verändert. Überspitzt formuliert, könnte man sagen, daß dies die Folgen des Übergangs von Papier zu Mikrochips als entscheidendes technisches Moment mikroelektronischer Datenverarbeitung sind.

Mikroelektronische EDV zeichnet sich aus durch

- eine leistungsfähige Computertechnologie mit hohen Speicherkapazitäten

- papierlose Speicherung und Verarbeitung von Informationen
- Datenfernübertragung, die es möglich macht, einzelne EDV-Funktionen räumlich zu dezentralisieren und arbeitsplatzbezogene Anwendungen der EDV über Terminals zu realisieren
- systemorientierte Programme, d.h. abteilungsübergreifende Erfassung von Informationen und Mehrfachzugriff auf die gespeicherten Datenbestände
- hochintegrierte, flexibel verknüpfbare Dateien bzw. Datenbanken.

Unter dem obwaltenden Produktionsverhältnis - das ist nun meine im folgenden weiter auszuführende These - ist die Differenz zwischen Papier als Arbeitsmittel (bis hin zur Lochkarte) und Mikrochip in bezug auf die beruflichen Folgen keine schlichte Weiterentwicklung im Sinne einer neuen Stufe, sondern stellt eine neue Qualität dar. Der Wandel der sachlichen Produktivkräfte im Bürobereich gestaltet das betriebliche Herrschaftsverhältnis für die betroffenen Angestellten grundlegend um.

Unter betrieblichem Herrschaftsverhältnis verstehe ich dabei nicht die institutionalisierte Form der kollektiven Interessenauseinandersetzung, auch nicht die Verteilung des Einflusses auf die 'großen Entscheidungen' des Unternehmens, sondern die verfestigte alltägliche innerbetriebliche Machtkonstellation, die freilich auf kollektive Auseinandersetzungen ebenso zurückwirkt wie sie von ihnen beeinflusst werden

kann. Alltägliche innerbetriebliche Machtkonstellation soll definiert sein als die Verteilung der Chancen, den betrieblichen Leistungsanspruch im Arbeitsalltag (jederzeit) durchsetzen oder sich ihm - zumindest partiell und temporär - entziehen zu können. Diese Chancen sind in erster Linie abhängig von dem Vollzug der Arbeitsprozesse selbst, von dem Grad ihrer Kontrollierbarkeit. Meine These ist nun, daß die Rationalisierungsprozesse des letzten Jahrzehnts und ihre aktuelle Forcierung durch den Einsatz mikroelektronischer Datenverarbeitungssysteme die alltägliche innerbetriebliche Machtkonstellation durch eine früher undenkbar gewesene Perfektionierung der Kontrolle über die Arbeitsvollzüge zu Ungunsten der Angestellten auf beinahe allen Hierarchie-Ebenen verschlechtert haben. Dazu nun einige Belege.

Ich gehe davon aus, daß im Sinne der oben vorgenommenen Definition die betriebliche Position abhängig Beschäftigter überall dort für sie relativ günstig ist, wo der Prozeß der Erstellung eines Arbeitsergebnisses in seine zeitlichen, abwicklungsmäßigen und qualifikatorischen Dimensionen relativ schwer kontrollierbar ist und damit auch das Arbeitsergebnis in seiner Qualität für Vorgesetzte oder Unternehmensleitung nicht mit letzter Schärfe überprüfbar ist. Eine derartige betriebliche Situation scheint mir an Arbeiten gebunden zu sein, zu deren Erfüllung spezifische Expertenkenntnisse bzw. spezifische Expertenfähigkeiten erforderlich sind. Es...muß sich dabei überhaupt nicht um geistige Tätigkeiten im emphatischen Sinne des Wortes handeln, sondern entscheidend ist, daß es Tätigkeiten sind, die gegenüber Außeninstanzen -

seien es Kollegen, seien es Vorgesetzte - eine Informationszurückhaltung erlauben, unter Umständen sogar einen Informationstransfer kaum zulassen. Solche Expertenfähigkeiten eignen auf der Arbeiterebene z.B. durchaus dem langjährig mit einer Produktionsanlage vertrauten Instandhaltungsarbeiter. Besonders aber waren in der Vergangenheit viele Tätigkeiten mittlerer Angestellter von dieser Qualität. Und ich denke, die besonderen betrieblichen Privilegien und Gratifikationen (höheres Gehalt, besserer Kündigungsschutz u.a.) der Angestellten sind im wesentlichen auf diesen Charakter ihrer Arbeit, also auf ihre begrenzte Transparenz und Kontrollierbarkeit, zurückzuführen.

Genau diese Qualität ihrer Tätigkeit wird auf der Basis mikroelektronischer Datenverarbeitung radikal verändert, und zwar ohne daß dem eine Reduzierung inhaltlicher Komplexität der Arbeit und der zu ihrer Durchführung erforderlichen Qualifikationen zugrunde liegen müßte. In diesen Punkten vollzieht sich die gegenwärtige Rationalisierung von vielen mittleren Angestelltentätigkeiten nicht nach dem Prinzip zunehmender Fragmentierung der Arbeit in Tätigkeiten immer geringerer Komplexität, wie es lange Zeit das Prinzip der Rationalisierung von Arbeitertätigkeiten war. Auch das kommt vor, und zwar im Sinne der Abspaltung besonders routinisierte Tätigkeitsanteile und ihrer Konzentration bei Sondergruppen, aber es ist nicht der Hauptmodus. Insofern ist auch der häufig benutzte Terminus der Taylorisierung für die Rationalisierung von Angestelltentätigkeiten auf dieser Stufe der Technik und für diese Gruppe nicht zutreffend. Strukturbildend für die berufliche Situation und die betriebliche Stellung der mittleren Angestellten ist gerade die neue Möglichkeit der Betriebe,

komplexe Tätigkeiten in ihrem Vollzug bis ins einzelne transparent und kontrollierbar zu machen, und dies auch bei zunehmender Funktionsintegration, also bei Erhöhung der Komplexität für den einzelnen.

Technisch ermöglicht wird diese Umgestaltung der Angestellten-tätigkeiten tatsächlich erst durch die breite Anwendung mikroelektronischer EDV-Technologie. Erst auf dieser technologischen Basis, die Möglichkeiten eines Direktzugriffs auf extern gespeicherte Daten und eines Anschlusses vieler Datenendstationen an einen Zentralcomputer eröffnet, greift die EDV unmittelbar in die Arbeitsprozesse der Sachbearbeiter in den Fachabteilungen ein, unterwirft ihre Arbeit einer neuen, verbindlicheren Ablauflogik und Zeitstruktur und einer Verschärfung der Kontrolle, - um die für die betriebliche Stellung m.E. gravierendsten Veränderungen in der Arbeitssituation der Angestellten hervorzuheben.

Das Problem dieses EDV-Einsatzes liegt nicht in erster Linie in einer breiten Entwertung von Fachqualifikationen im unmittelbaren Bearbeitungsvorgang. Von ihr sind nach unseren Untersuchungen nur Teilgruppen von Angestellten betroffen, und zwar einerseits solche, die mit den häufig im Zusammenhang der Einführung neuer EDV ausgesonderten technischen Routinefunktionen (Abwicklung von Aufträgen, Datenerfassung, Dokumentation u.a.) betraut sind, und zum anderen Angestellte, deren inhaltliche Hauptaufgabe in der Durchführung einfacher Prüf-, Rechen- und Kalkulationsvorgänge besteht. Für den Großteil der qualifizierten kaufmännischen Angestellten kommt es zwar zu Umakzentuierungen in den Qualifikationsdimensionen, was aber keine Absenkung des Anforderungsniveaus

bedeuten muß, sondern im Gegenteil durchaus mit einer Erhöhung von Anforderungen infolge der Konzentration auf anspruchsvolle Tätigkeiten verbunden sein kann.

Dennoch wandelt sich der Stellenwert der Fachqualifikation für die betriebliche Stellung des Angestellten. Lag in der Vergangenheit deren Spezifikum in einer eigentümlichen Verbindung von erworbenen Formalqualifikationen und ihrer je individuellen situationsadäquaten Umsetzung in und Auffüllung mit Erfahrungswissen, so wird gerade dieser zweite Bestandteil, das berufliche Erfahrungswissen, sukzessive entindividualisiert und in der Form von gespeicherten Daten leicht verallgemeinerbar. Gehörten bisher gute Kunden- oder Lieferantkenntnisse, zumeist in einer individuell geführten Kartei gehütet, zum Bestand beruflichen Erfahrungswissens eines kaufmännischen Angestellten in der Industrieverwaltung, so werden diese Kenntnisse heute durch ihre Speicherung in zentralen Dateien schnell auch anderen zugänglich. Bezogen auf Erfahrungswissen, wird auch der qualifizierte Angestellte heute leichter ersetzbar, ist ein neuer Mann oder eine neue Frau unverhältnismäßig viel schneller anlernbar und mit den nötigen Informationen vertraut zu machen.

Die solcherart gleichsam dem stofflichen Wechsel des Datenträgers (EDV-Speicher statt papierener Kartei) geschuldete Enteignung individuellen Berufswissens ist nur ein - wenn auch ein zentraler - Punkt der über den Einsatz der neuen EDV-Technologie erreichten Transparenz, Kontrolle und Verfügungsmachung der Angestelltenarbeit für die Unternehmensleitungen. Der geradezu epochale Wandel in der Kontrolle besteht darin, daß durch die neue EDV-Technologie nicht nur das

Arbeitsergebnis schneller, sondern vor allem auch der Arbeitsablauf fast lückenlos in seinen einzelnen Sequenzen transparent wird. Lassen Sie mich das an einem besonders einprägsamen, aber gleichwohl typischen Beispiel veranschaulichen: Die Abteilungsleiterin oder Erste Verkäuferin in einem großen Konfektions- oder in einem Warenhaus, die vielleicht auch noch Einkaufsfunktionen hat, bekommt ein bestimmtes Umsatzsoll gesetzt. Ob sie es erreicht oder nicht, dafür kann es vielerlei Gründe geben: falscher Wareneinkauf und unzulängliches Sortiment, falsches Preis- und Abschreibungsverhalten, unfreundliche Bedienung oder ganz einfach schlechtes Wetter, das die Leute vom Kaufen abhält. Für den Firmenchef oder Vorgesetzten ist eine differentielle Analyse der Ursachen weder für das Erreichen noch für das Nicht-Erreichen des Umsatzzieles bei herkömmlicher Informationstechnologie kaum möglich. Zwar kann er irgendwann bei Inventur an den Lagerbeständen feststellen, auf welchen Kleidern er sitzen geblieben ist. Aber dann ist es meistens zu spät, und warum er nun auf diesen Kleidungsstücken sitzt, weiß er auch nicht. Mit Einführung elektronischer Datenkassen, die direkt mit dem Zentralspeicher eines Computers verbunden sind oder über Kassetten die Daten speichern, um sie am Abend oder Wochenende in einem Rechenzentrum auswerten zu lassen, verändert sich die Situation grundlegend: Es wird bis auf die Stunde genau festgehalten, welches Kleidungsstück in welcher Farbe und Größe zu welchem Preis von wem an den Mann oder die Frau gebracht worden ist. Somit ist auch sehr schnell und kurzfristig kontrollierbar, ob die Abteilungsleiterin zu hohe Preise für ein Kleidungsstück ausgezeichnet und zu lange aufrechterhalten und damit die wirkungsvolle erste Abschreibung

verschlafen hat, ob sie oder die Firmenleitung falsch geordnet hat. Es wird also ihr Verhalten im einzelnen überprüfbar und transparent. Handelt es sich um Warenhäuser oder Konfektionsunternehmen mit Filialen, so kann über den Vergleich mit den entsprechenden Angestellten in anderen Häusern auch gleich noch ein differenzierter Leistungsvergleich mitgeliefert werden.

Dies Beispiel einer fast perfekten Verhaltenskontrollmöglichkeit ist heute bereits Realität und beschränkt sich nicht auf das Einzelhandelsbeispiel. Für den Kundenberater oder Kreditfachbearbeiter in einer Bank, für den Einkäufer in der Industrie oder den Sachbearbeiter in einer Versicherung ist dieses Beispiel modifizierbar.⁶⁾ Ich behaupte nicht, daß die vorhandenen Kontrollmöglichkeiten heute bereits überall voll genutzt wurden. Das ist für den hier betrachteten Sachverhalt, die betriebliche Stellung der Angestellten, auch gar nicht erforderlich. Allein das Wissen um die Kontrollmöglichkeiten hat eine tiefgreifende Unsicherheit unter den Angestellten ausgelöst und beeinflußt ihr betriebliches Verhalten.

Die Kontrolle des Arbeitsverhaltens gewinnt noch über die systemvermittelte Kooperation eine zusätzliche Dimension und Schärfe, da jetzt nicht nur die Leitung, sondern auch noch die Kollegen als Kontrollinstanz fungieren. In dem Maße, in dem integrierte Datenverarbeitungssysteme eingeführt werden, die anstelle einer sequentiellen Bearbeitung von Informationen den simultanen Zugriff unterschiedlicher Abteilungen auf die gleichen Datenbestände ermöglichen, erhöht sich die Angewiesenheit einer Abteilung auf pünktliche Abwicklung der Aufgaben in einer anderen Abteilung und verstärkt sich eine nicht mehr personal-, sondern systemvermittelte horizontale Kooperation. Die damit auch gegebene horizontale Kontrolle verringert ein früher vorhandenes Privileg qualifizierter Angestellter, nämlich sich die Abwicklung der einzelnen Aufgaben nach individuellen Bedürfnissen und persönlichen Arbeitsge-

pflogenheiten einteilen zu können. Zwar war auch früher ein Pensum vorgegeben, in der zeitlichen Organisation seiner Erledigung hatte der Angestellte dagegen durchaus erhebliche Dispositionschancen. Genau diese werden durch die neue Technologie eingeschränkt.

Die Perfektionierung der Kontrolle läßt nun auch die Frage von Delegation und Dezentralisierung von Aufgaben in einem anderen Licht erscheinen. Es ist zwar richtig, daß mit Einführung der neuen EDV-Systeme einem Teil der mittleren Angestellten mehr Kompetenzen zugestanden wurden (komplexere Aufgaben, Entscheidungskompetenz über höhere Geldbeträge bei Krediten u.a.). Dies ist aber nicht mit Erhöhung von Verantwortung und Ermessensspielräumen gleichzusetzen, eher ist es in der Dimension einer Erhöhung seines individuellen Scheiternsrisikos zu betrachten. Denn die technische Zentralisierung aller entscheidungsrelevanten Informationen erlaubt der Spitze (Zentrale) heute eine aktuelle Intervention in dezentrale Entscheidungsvorgänge, wie sie früher undenkbar war. Insofern sind Aufgabenerweiterungen und Kompetenzerhöhungen für die betroffenen Angestellten unter Umständen von durchaus ambivalentem Reiz und erhöhen ihre Eigenständigkeit gegenüber der Leitung nicht.

Ein letzter Punkt betrifft die Auswirkungen der neuen EDV-Systeme auf die innerbetriebliche Arbeitsteilung und ihre Rückwirkung auf die Berufsperspektiven der Angestellten. Trotz leichter Austauschbarkeit und Einarbeitung qualifizierter Angestellter scheint die betriebliche Durchlässigkeit insgesamt in den Angestelltenbereichen eher abgenom-

men zu haben. Zwei Gründe sind dafür im wesentlichen verantwortlich: Zum einen läßt sich in vielen Verwaltungen ein Trend zur deutlicheren Strukturierung und Verfestigung von hierarchischer Arbeitsteilung beobachten. Die fast durchgängig anzutreffende Absonderung von Routinetätigkeiten vom eigentlichen fachinhaltlichen Kern der Vorgangssachbearbeitung hat zur Folge, daß die - nunmehr häufig auch in eigenen Abteilungen oder Unterabteilungen zusammengefaßten - Bearbeiter solcher Routineaufgaben, bei denen es sich häufig um ältere Angestellte oder um Berufsanfänger und schwerpunktmäßig um Frauen handelt, kaum noch Chancen haben, in die eigentlichen Fachabteilungen überzuwechseln. Verstärkt wird diese Abschottungstendenz zwischen Abteilungen von unterschiedlichem betrieblichem Status durch den zweiten Punkt, durch die Verringerung des quantitativen Bedarfs an Fachangestellten und auch an mittleren Führungspositionen. Sowohl für die leitenden technischen als auch für die kaufmännischen Angestellten scheint die verbesserte Kontrollierbarkeit und Transparenz aller Arbeitsprozesse eine reale Defunktionalisierung zu beinhalten, so daß sich auch für die qualifizierten Sachbearbeiter die Aufstiegschancen verengen.

Die Verringerung des Bedarfs an Angestellten in den Betrieben fördert auch eine Abschottung der Teilarbeitsmärkte von Angestellten gegeneinander. Galt beispielsweise bis Anfang/Mitte der siebziger Jahre für große Teile von kaufmännischen Angestellten aus dem Handel, der Industrie oder aus den Praxen von Selbständigen (Helfer bei Ärzten, Wirtschafts- und Steuerberatern), daß sie durch einen Betriebs- und un-

ter Umständen auch Branchenwechsel - vor allem in Kreditinstitute und Versicherungen - finanzielle, arbeitssituative und inhaltliche Positionsverbesserungen realisieren konnten, so ist diese Möglichkeit in den letzten Jahren unter den Bedingungen von Rationalisierung und Krise fast völlig abgeschnitten.

Dieser doppelte - innerbetriebliche wie arbeitsmarktmäßige - Abschottungsprozeß ist für das berufliche Schicksal der Angestellten wie für ihre gesellschaftliche Position gleichermaßen relevant.

Die Hoffnung, die früher für viele noch realistisch war, mit der Erlernung eines kaufmännischen Berufs und der Übernahme selbst einer zunächst subalternen Position in einem Büro gleichsam einen Passierschein "nach oben" gelöst zu haben, erweist sich für immer größer werdende Teile von Angestellten als so illusionär, wie sie es für bestimmte Gruppen schon immer war.

Sofern Exklusivität in der betrieblichen Stellung (gerade gegenüber Arbeitern) und Aufstiegserwartung zentrale Momente des kollektiven Selbstverständnisses und der gesellschaftlichen Integration der Angestellten waren und sind, wird mit der realen Einschränkung auch die ideologische Einheit der Angestelltenschaft brüchiger. Zwar gab es auch früher nicht Exklusivität und Aufstieg für alle, sondern mehr ein Exklusivitäts- und Aufstiegsversprechen für alle. Dieses aber hatte unter den Bedingungen starker Expansion des Angestellten-sektors und der aus der Arbeitssituation selbst begründe-

ten Privilegierung eine ganz andere Glaubwürdigkeit als heute unter den dargestellten quantitativen und qualitativen Entwicklungstendenzen.

Aber wenn sich auch auf der betrieblichen Ebene der soziale Gehalt der Kategorie "Angestellte" recht grundlegend gewandelt hat und wenn sich auch die eingangs referierte Hoffnung, daß das gesellschaftlich zunehmende Gewicht von Angestelltentätigkeiten eine Perspektive auf eine Arbeit höherer Selbständigkeit und größeren Inhaltsreichtums eröffnen könne, nicht bestätigt, sondern in vielem die neuen Bürotechnologien strukturelle Analogien zu Arbeitertätigkeiten verstärkt haben, so muß dieses sozialstrukturell und im Bewußtsein keine Entsprechung finden. Denn wesentliche Merkmale der gesellschaftlichen Bedeutung der Angestellten sind auch unter den veränderten betrieblichen Bedingungen konservierbar. Das gilt zum einen für die materielle Seite: Gerade bei quantitativer Verringerung wäre eine relative materielle Privilegierung der verbleibenden Gruppen qualifizierter Angestellter durch die Betriebe im Interesse, sich ihre politische Konformität zu sichern, nicht ausgeschlossen. (Die jüngste Entwicklung hat die Einkommensdifferenz zwischen Arbeitern und Angestellten wieder zugunsten der Angestellten verschoben.) Das gilt aber andererseits auch für die ideologische Seite: Die quantitative Begrenzung der Zahl der Angestellten kann, wenn auch vermutlich nur vorübergehend, durchaus eine Restauration traditionaler Ideologeme der Exklusivität und Berufsfachlichkeit in die Wege leiten - und sei es auch nur als ideologische Kompensation für den in bezug auf ihre betriebliche Stellung verlorenen Boden.

Anmerkungen

- 1) Die Angestellten bei den Gebietskörperschaften/Sozialversicherungen von 794 auf 901, die der Dienstleistungen auf 1.778 Tausend, die Angestellten aller anderen Wirtschaftsbereiche stagnierten im gleichen Zeitraum (1973 bis 1978).
- 2) Vgl. hierzu im einzelnen M. Baethge/F. Gerstenberger/H. Oberbeck/M. Schlösser/R. Seltz, Entwicklungstendenzen von Ausbildungs- und Beschäftigungsstrukturen im kaufmännisch-verwaltenden Angestelltenbereich unter den Bedingungen eines erhöhten Angebots an Absolventen weiterführender Bildungseinrichtungen und fortschreitender Rationalisierung, Göttingen Ms. 1981.
- 3) Vgl. H.P. Bahrtdt, Industriebürokratie, Stuttgart 1972 (hier vor allem auch das Vorwort zur zweiten Auflage); Th. Pirker, Bürotechnik, Stuttgart 1963 (hier vor allem S. 54-94).
- 4) Vgl. U. Kadritzke, Angestellte als Lohnarbeiter - Kritischer Nachruf auf die deutsche Kragenlinie (erscheint im Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie "Industriesoziologie", Köln 1982).
- 5) Vgl. Th. Pirker, a.a.O., vor allem S. 78 f., S. 86 u. S. 94.
- 6) Eine ähnliche Situation ergibt sich auch für die technischen Angestellten in Konstruktion und Arbeitsvorbereitung sowie die Meister und Facharbeiter in der Produktion des Maschinenbaus durch die Einführung neuer Computersysteme in der Fertigungssteuerung. Vgl. F. Manske/O. Mickler/W. Wobbe-Ohlenburg, Einsatz rechnerunterstützter Systeme der Fertigungssteuerung in der Kleinserienfertigung, unveröff. Manuskript des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen (SOFI), Göttingen 1982.

Horst Kern/Michael Schumann

ARBEIT UND SOZIALCHARAKTER: ALTE UND NEUE KONTUREN

=====

Vortrag im Themenbereich II: Wertwandel, politische Kultur
und Arbeit

Wenn man Stimmen aus der Wertwandel-Diskussion glauben wollte, die von einem Verfall des "klassisch-bürgerlichen" Berufs- und Leistungsethos zugunsten "privatistisch-hedonistischer" Haltungen sprechen¹⁾, so ist die Arbeitnehmerschaft heute dabei, sich tatsächlich jenes "Rechts auf Faulheit" zu bemächtigen, das Lafargue vor 100 Jahren proklamiert hat. Freilich sind die Aussagen der Wertwandel-Forschung gerade zur subjektiven Bedeutung von Arbeit und zum Arbeitsverständnis recht widersprüchlich. Denn nicht nur von dieser Abkehr von Arbeit ist die Rede, sondern mit der These einer generellen Umschichtung von "materiellen" auf "post-materialistische" Werte²⁾ auch von der Belebung inhaltlicher Ansprüche an Arbeit.

Wir werden diese kontroversen Aussagen der Wertwandel-Forschung mit im Auge haben, wenn wir im folgenden den Versuch machen, einige Forschungsergebnisse der Industriesoziologie zu resümieren. Ausdrücklich sei gesagt, daß wir uns dabei auf Industriearbeiter konzentrieren - eine Gruppe, der heute und in absehbarer Zukunft immer noch ein erhebliches Gewicht zufällt (zur Zeit stellt sie ein Drittel der abhängig Beschäftigten)³⁾ und um die - Post-Industrialismus hin oder her⁴⁾ - in gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen

nicht herumzukommen ist. Die Thesen der Wertwandel-Forschung müssen sich auch und gerade am Bewußtsein und Verhalten der Arbeiterschaft bewähren.

Geht man von den zitierten Wertwandel-Thesen aus, so erweckt allein schon das einfache Strickmuster der Aussagen Mißtrauen. Wir wissen, daß sich im Arbeitsverständnis "klassischer" Industriearbeiter - bis hin zu jenen Arbeitergruppen, die in den großen industriesoziologischen Erhebungen der 50er Jahre zu Wort kamen⁵⁾ ein kompliziertes Verhältnis zwischen Subjekt und Arbeit ausdrückte. Und wir behaupten, daß die Verhältnisse, die sich inzwischen herausgebildet haben oder doch wenigstens für die Zukunft abzeichnen, auf freilich andere Weise ebenfalls so widersprüchlich sind, daß der Wertwandel hinsichtlich Arbeit - jedenfalls bei Arbeitern - mit schlichten Alt-/Neu-, Schwarz-/Weiß-Konstruktionen nicht zu erfassen ist.

Bei der Analyse des Arbeitsverständnisses von Industriearbeitern orientieren wir uns an dem Theorem des doppelten Bezugs auf Arbeit.⁶⁾ Damit ist gemeint, daß bei Arbeitern typischerweise die inhaltliche Beziehung zwischen Subjekt und Arbeit über ein Arbeitsverständnis hergestellt wird, in dem zwei verschiedene, auf komplizierte Weise miteinander interagierende Bezüge auf Arbeit enthalten sind: Arbeit aus der Perspektive des Lohnarbeiters und Arbeit aus der Perspektive des Subjekts oder besser vielleicht des Produzenten. Der Wertwandel gegenüber Arbeit sollte u.E. als historische Veränderung der Art und Weise verstanden werden, in der sich dieser doppelte Bezug auf Arbeit ausbildet und äußert.

Im Fall des klassischen Industriearbeiters wurde der in der Lohnarbeiter-Situation immer virulente Distanzierungsimpuls gegenüber Arbeit durch die alltäglichen Erfahrungen im Arbeitsprozeß ständig aktualisiert und forciert. Fremdbestimmung, existentielle Unsicherheit und Ausbeutung bestimmten selbst im Fall der privilegiierteren Arbeitergruppen unka-schiert die Arbeitsrealität. Es ist klar, daß eine solche Arbeit, die unabweisbar in der Dimension von Gewalt und Leid erlebt werden mußte, als Identifikationsobjekt höchst problematisch war und massive Absetzbewegungen auslöste. Das psychische Dilemma der Industriearbeiter lag darin, daß sie diesem aus der Lohnarbeiter-Situation resultierenden Flucht-zwang gegenüber Arbeit nicht nachgeben konnten: Außerhalb von Arbeit bestand nicht genug Raum, um dort Lebenssinn und Selbstverwirklichung zu suchen und die Arbeit selbst inner-lich wegzuschieben, zu instrumentalisieren. Identitätsfin-dung mußte also zwangsläufig auch über Arbeit erfolgen.

Die Arbeiterklasse bewältigte dieses Dilemma, Identität in einer durch Zwang und Anstrengung gekennzeichneten Arbeit zu finden, durch die Ausbildung eines auf den ersten Blick schwer durchschaubaren Arbeitsverständnisses. Was den Arbeitern unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu einer speziellen Berufskategorie als Lohnarbeitern abverlangt wurde und sie einerseits abstieß - die Notwendigkeit und Fähigkeit, sich in Arbeit zu verausgaben, größte Anstrengungen durchzuhalten, in körperlichem Verschleiß meßbare Leistungen zu bringen -, wurde andererseits in ein Selbstgefühl umgebildet, dementsprechend gerade Arbeiter-Arbeit als positiver Wert galt. Die Not des Arbeitszwangs wurde zur Tugend von Arbeitsmoral

und Disziplin. Der Heroismus des Handarbeiters, die Bewertung der körperlichen Arbeit als eigentlicher, wertschöpfender, produktiver Arbeit befähigte Arbeiter, sich - und zwar als Kollektiv - über Arbeit zu definieren. Diese Umwertung kann mit kämpferischem Klassenhandeln nicht einfach gleichgesetzt werden, eröffnete aber die Chance selbstbewußter kollektiver Abgrenzungen gegenüber anderen Klassen und Gruppen (den Nicht-Produktiven). Die Fähigkeit, den Arbeitszwang durch Identifikation subjektiv sozusagen aufzuheben, hatte eindeutig auch eine funktionale Komponente: Damit war die psychische Disposition bei den Arbeitern angelegt, als verwertbare Arbeitskraft zu fungieren.

Diese zugegebenermaßen grobe historische Interpretation des Verhältnisses von Arbeiter und Arbeit erlaubt eine Präzisierung unseres Eingangs-Statements. Beim modernen Industriearbeiter ist die aufgezeigte Widerspruchsstruktur - so unsere Gegenthese zu den eingangs genannten Positionen der Wertwandel-Forschung - keineswegs in der einen oder anderen Richtung aufgelöst worden - weder zugunsten eines eindeutigeren Lohnarbeiter-Bezugs: Instrumentalisierung; noch umgekehrt zugunsten eines stärkeren Produzentenbezugs: mehr Interesse am Arbeitsvollzug selbst. Unsere Position ist: Es gibt einen grundlegenden Wandel im Verhältnis von Arbeiter und Arbeit, doch ist dieser nicht Vereinseitigung, sondern Neukonturierung des doppelten Bezugs auf Arbeit.

Was den Lohnarbeiterbezug angeht, wollen wir uns nicht lange mit der Frage aufhalten, ob er heute überhaupt noch eine prägende Größe ist. Gewiß hat Lohnarbeit mit den Veränderungen

in den konkreten betrieblichen Erscheinungsformen - mehr Rechte im Betrieb, bessere soziale Absicherung, weniger Malochereinsatz, bessere Arbeitsbedingungen - alles in allem also mit der hier gar nicht zur Diskussion stehenden Verbesserung der betrieblichen Lage der Arbeiter an Evidenz eingebüßt. "Fremdbestimmtheit", "existenzielle Unsicherheit" und "Ausbeutung" sind insofern nur noch in einem abstrakteren Sinn kennzeichnend für die Situation von Industriearbeitern. Industriearbeit hat aber trotz allem das Reich der Notwendigkeit nicht verlassen - und es ist dieser Umstand, von dem nach wie vor enorme repulsive Kräfte ausgehen.

Verändert hat sich aber der soziale Rahmen, innerhalb dessen der zweifelsfrei fortbestehende Distanzierungsimpuls getragen wird. Hier ist u.E. eine Entwicklung eingetreten, die man als Erweiterung der Spielräume zur Abkehr von Arbeit interpretieren könnte. Der rapide Wandel dieser Rahmendaten läßt sich in nüchternen Zahlen knapp umreißen:

- a) Kamen Mitte der 50er Jahre bei einem erwerbstätigen männlichen Arbeiter im Jahresdurchschnitt auf 1 geleistete Arbeitsstunde 2,9 Nicht-Arbeitsstunden, so lag das Verhältnis 1980 bei 1 : 4,1⁷⁾; berücksichtigt man ferner, daß der jugendliche Arbeiter durchschnittlich zwei Jahre älter ist (17 Jahre)⁸⁾, wenn er die Erwerbstätigkeit aufnimmt; daß der Übergang in die Rente um etwa drei Jahre früher erfolgt (mit 58 Jahren)⁹⁾ und daß schließlich das Sterbealter der Rentner sich um ca. 3 Jahre herausgeschoben hat (auf 72 Jahre)¹⁰⁾, so erhält man einen Eindruck von dem Umfang, in dem in einer einzigen Generation die Lebenszeit außerhalb der Arbeit expandierte.
- b) Belief sich Mitte der 50er Jahre das ausgabefähige Einkommen eines Vier-Personen-Arbeitnehmerhaushalts mit mittlerem Einkommen auf gut 500 DM, so hat sich das

Haushaltseinkommen inzwischen real verzweieinhalbfacht.¹¹⁾ Dabei ist der Anteil der Aufwendungen für elementare Reproduktionsnotwendigkeiten von 60 auf 40 % gefallen; die Sparquote erhöhte sich von 3,2 % auf 12,8 %; für regelrechte Freizeitgüter werden inzwischen immerhin 14 % des Einkommens ausgegeben. Es ist also in den letzten Jahrzehnten nicht nur das Zeitquantum der Nicht-Arbeit erheblich vergrößert worden, zugleich sind auch materielle Möglichkeiten geschaffen worden, sich in der arbeitsfreien Zeit neue Aktionsfelder zu erschließen. Und auch die an die aktive Erwerbstätigkeit angrenzenden Phasen der Adoleszenz und des Ruhestandes sind durch die Erhöhung des Lebensniveaus - in wie engen Grenzen auch immer - materiell stabilisiert worden.

Wegen der aktuellen ökonomischen Krise kann diese Entwicklung nicht einfach in die Zukunft verlängert werden. Trotzdem können wir aber davon ausgehen, daß der Arbeit heute im Lebenszusammenhang der Arbeiter objektiv ein geringerer Stellenwert zukommt als früher und daß die Chancen größer geworden sind, Perspektiven nicht-erwerbszentrierter Lebensgestaltung nachzugehen.

Diese erweiterten Möglichkeiten, die Gleichsetzung von Leben und Arbeit aufzugeben, bekommen durch neue Akzente in der gesellschaftlichen Thematisierung von Produktion, Ökonomie und Arbeit eine moralische Stütze. Unter dem Druck der ökonomischen Krise und des ökologischen Ungleichgewichts sind wichtige Prämissen des Produktionssystems wie "Industrialisierung", "Wachstum", "Effizienz" ins Zwielflicht geraten. In der Diskussion um eine Neubestimmung gesellschaftlicher Rationalität und sozialen Fortschritts hat auch Arbeit viel von der Selbstverständlichkeit verloren, die ihr gerade in der bürgerlichen Gesellschaft lange Zeit zugekommen war; die emphatische

Gleichsetzung von Arbeit und Lebens-Sinn und -Erfolg ist kein Verhaltensmuster mehr, das fraglos hingenommen wird. An dem breiter werdenden Spektrum von Lebensentwürfen, zu denen inzwischen auch die aus expliziter Distanz zur Erwerbstätigkeit begründete Suche nach neuen Daseinsdefinitionen gehört (vom job-sharing bis hin zu den Alternativen Projekten) kündigt sich bereits das Praktischwerden dieser Umorientierung an.

Für Arbeiter gilt im allgemeinen, daß sie diesen Diskussionen mit Zurückhaltung und Unsicherheit begegnen, weil sie sich am ehesten in der Gefahr sehen, von den Trümmern des einstürzenden Gebäudes begraben zu werden. Die alternativen Lebensentwürfe jedenfalls taugen für das Gros der Arbeiter wenig, denn sie setzen in der vorliegenden Form materielle Ressourcen und positionelle Sicherheiten voraus bzw. können nur als minorities Verhalten bestehen, das gerade die Funktionsfähigkeit des alten Systems der Arbeit benötigt. Aber, das ist hier zu beachten, die neuen Akzente in der gesellschaftlichen Thematisierung von Produktion/Ökonomie/Arbeit strahlen auf die Arbeiter aus. Der Gedanke einer arbeitsfreieren Lebensorganisation rückt auch in ihre Vorstellungswelt ein, auch wenn gegenwärtig auf den Zwiespalt von Faszination durchs Neue und Gebundenheit ans Alte oft noch eher mit Aggressivität reagiert wird.¹²⁾

Festzuhalten ist also insgesamt, daß sich für die aus Arbeit herausdrängenden Kräfte Raum geöffnet hat - sei es durch Erweiterung der materialen Handlungsbedingungen, sei es durch Aufweichung normativer Bezüge. In scheinbarem Widerspruch dazu stellen wir in unseren Untersuchungen aber fest, daß der

Fluchtimpuls aus Arbeit heraus auch heute nicht das Verhältnis Arbeiter/Arbeit beherrscht.¹³⁾ Die Identität von Arbeit und Leben, die bei Industriearbeitern früher gegeben war, ist zwar aufgebrochen, doch das Resultat ist - trotz Lohnarbeiter-Bezugs - nicht Instrumentalismus. Warum nicht?

Zunächst einmal ganz einfach deswegen, weil alle angesprochenen Veränderungen - so spektakulär sie für sich betrachtet sein mögen, und so nachhaltig sie sich tatsächlich auf den Lebenszusammenhang der Arbeiter auswirken - überinterpretiert wären, wollte man Arbeit ihretwegen als Randinstitution begreifen. Arbeit hat nur als Medium und Zentrum der Lebensinterpretation Konkurrenz bekommen, ist aber für den Ganztagsarbeiter auf Lebenszeit - und von dem müssen wir immer noch ausgehen - bei allem eine so wichtige Handlungssphäre geblieben, daß Identitätsbildung kaum losgelöst von Arbeit erfolgen kann. Freilich darf man bei der Feststellung dieses Grund Sachverhaltes nicht stehenbleiben. Wichtig ist auch darzulegen, auf welchen stofflichen Voraussetzungen Identitätsbildung über Arbeit konkret aufbauen kann und wie die spezifischen Bindemechanismen aussehen, die Subjekt und Arbeit näher zusammenbringen. Dieses Problem haben wir im Auge, wenn wir im folgenden im Rahmen arbeitssoziologischer Betrachtungen über heutige Industriearbeit von Umbildungen im Produzentenbezug auf Arbeit sprechen.

Sofern wir die Zeichen richtig deuten, auf die wir in vielen Industriebetrieben stoßen¹⁴⁾, so vollzieht sich gegenwärtig ein Umbruch in der Verwertung von Arbeitskraft mit nachhaltigen

Rückwirkungen auf die Anforderungen, die an das Arbeitsvermögen gestellt werden, damit aber auch auf die Möglichkeiten der Arbeiter selbst, sich in den Arbeitsprozeß einzubringen. Dieser Wandel drückt sich in einem modifizierten Bild vom Arbeiter aus, und er bestärkt dieses zugleich. Viele Betriebe mußten, wie zögernd und unvollkommen immer, lernen, in den Arbeitern nicht einfach "warm bodies" zu sehen, die am effizientesten dann funktionieren, wenn man sie unter möglichst genau und restriktiv definierten Bedingungen einsetzt und möglichst scharfer und umfassender Kontrolle unterwirft. Im Arbeiter wird heute, jedenfalls von den beweglicheren Teilen des Managements, eher eine Person mit komplexen Fähigkeiten und vielfältigem Entwicklungspotential verstanden, die man als Arbeitskraft gerade dann besonders wirksam nutzt, wenn man ihr Vermögen umfassend betrieblich bindet und funktionalisiert, statt nur minimale Segmente davon aufzugreifen und den Rest brachliegen und verkümmern zu lassen; also nicht Lockerung des Leistungszugriffs, sondern Verstärkung hinsichtlich der intellektuellen und motivationalen Fähigkeiten. Keinesfalls bestimmt dieses Arbeiterbild heute die Realität des durchschnittlichen Industriebetriebes, und selbst dort, wo es zu erkennen ist, gewinnt es nur ganz zögernd und in Kompromißform Geltung - bei durchaus beachtlichen Widerständen der konservativen Kräfte in den Betrieben. Wer aber mit offenen Augen durch die Betriebe geht, wird nicht übersehen können, daß (und zwar meist unabhängig von expliziten, letztlich isoliert bleibenden HdA-Projekten und ganz bestimmt nicht aus plötzlicher Philantropie) mit Arbeitskräften pfleglicher, ja man kann durchaus sagen aufgeklärter umgegangen wird.

Die Ursachen dieses Wandels sind vielfältig. Eine wichtige Rolle spielt, daß die traditionellen, noch an Taylor orientierten Formen der Verwertung von Arbeitskraft in vielen Bereichen ausgereizt sind und mehr Leistung hier nun nicht mehr durch Zerstörung, sondern umgekehrt nur noch durch offensivere Nutzung menschlicher Qualifikationen erzielt werden kann. Ferner gibt die gesellschaftliche Gesamtverfassung, die trotz aktueller restaurativer Gegentendenzen im langfristigen Zeitvergleich immer noch durch ein Mehr an anerkannten, realen Bürgerrechten gekennzeichnet ist, den Umdenkprozessen in den Betrieben Anstöße und Rechtfertigungen. Eine auch zur Herrschaftsabsicherung konzipierte Arbeitseinsatzstrategie droht ins Leere zu laufen bzw. gerät durch ihren repressiven Zug in Widerspruch zu gesellschaftlichen Standards und kann daher unnötigen Trouble schaffen.

Das Prinzip eines ganzheitlicheren Zugriffs auf Arbeitsvermögen hat umso mehr Chancen, sich durchzusetzen und sich zu verbreiten, je mehr neue Technologien Anwendung finden, die vielfach einen qualifizierteren bzw. breitere Verantwortung zuweisenden, jedenfalls weniger arbeitsteiligen Zuschnitt der Arbeitsaufgaben zulassen, wenn nicht gar erfordern. Als zentrale Phänomene verweisen wir hier auf den Trend zu einem aufgabenintegrierten Arbeitseinsatz in den automatisierten Bereichen der Automobilindustrie (Verschmelzen von Einrichten, Kontrollieren, Inspizieren, Instandhalten), der nunmehr schon bis zu Bemühungen um Wiedereinführung eines Facharbeiters (möglicherweise in Form eines neu gefaßten Hybrid-Facharbeiters) in die mechanische Massen-Fertigung geht; auf den Trend zu einer Professionalisierung der

Produktionsarbeit in den Prozeßindustrien, der mit der ins Haus stehenden stärkeren Verwendung flexibler Automatisierungssysteme (digitale Systemtechnik) beschleunigt wird und der neue Berufsabschlüsse wie den Chemiefacharbeiter aufwertet; schließlich auf den Trend zu einer Intellektualisierung der Arbeitsanforderungen bei jenen Arbeitergruppen, die für die Funktionsfähigkeit hochmoderner, "intelligenter" Technik zuständig sind: bei den Instandhaltern, insbesondere den Instandhaltungsspezialisten. Wenn von ganzheitlicherer Nutzung des Arbeitsvermögens ausgegangen wird, so ist allerdings eben nicht nur an Produktions- und Instandhaltungsarbeit in hochautomatisierten Produktionssystemen zu denken. Selbst im Fall der Montagebereiche der Massenindustrien sitzt der Begriff des Taylorismus nicht mehr voll auf. Soweit diese trotz künftig rapide beschleunigter Montageautomation (immer perfektere Montageroboter) Handarbeitsplätze bleiben, wird auch hier der Zugriff auf Arbeitsvermögen breiter. Infolge der marktbedingt größeren Komplexität und Variabilität der Produkte werden dem einzelnen Arbeiter vielfältigere Operationen abverlangt; repetitive Teilarbeit heißt nicht mehr unbedingt, in jedem Takt dasselbe zu machen. Im übrigen wird auch für die Montage ernsthafter darüber nachgedacht, ob alte Prinzipien wie "niemand kontrolliert sich selbst" oder "blinde Gefolgschaft statt eigenem Nachdenken" wirklich optimale Leistung bringen (Verminderung von Inspektion, "Qualitätszirkel" als konkrete Versuche).

Das Gegenprinzip Rundum-Nutzung menschlichen Arbeitsvermögens muß im Zusammenhang einer grundlegenden Neubestimmung des Rationalisierungspotentials in der Industrie gesehen

werden. Angesichts der wachsenden Konkurrenz um schrumpfende oder stagnierende Märkte hat der Druck, neue Wege der Rationalisierung nicht nur zu finden, sondern auch zu gehen, beträchtlich zugenommen.

In diesem Zusammenfall von ökonomischer Stagnation und forcierter Rationalisierung deutet sich an, worin ein, aber eben nur ein wichtiges Resultat auch der ganzheitlicheren Nutzung von Arbeitskraft heutzutage liegt: in einer beträchtlichen Arbeitsplatzvernichtung mit der Folge der Marginalisierung von Arbeitskräftegruppen, die aus dem Produktionsprozeß herausgefallen sind oder gar nicht erst in ihn eintreten können.

Für die im Produktionsprozeß verbleibenden Arbeitskräfte bedeutet die Entwicklung freilich etwas ganz anderes. Sie sind mit Rationalisierungsstrategien konfrontiert, die im Eingehen auf die Verhaltenspotenzen der Arbeiter, zum Teil sogar durch deren Förderung Effizienzsteigerung erzielen wollen. Die tayloristische Parallelisierung von höherem Leistungsanspruch einerseits und Dequalifizierung und Degradierung andererseits, die das Denken mehrerer Generationen des Managements und der Rationalisierungsfachleute dominiert hatte, geht in dem Maße verloren, in dem diese Rationalisierungsstrategien durchgesetzt werden. Wir halten es wegen der Unvergleichbarkeit der Belastungssymptome für außerordentlich schwierig zu bilanzieren, ob durch dieses veränderte Effizienzkonzept die Arbeitskraftvernutzung zu oder abnimmt - Anstrengung ist auch moderne Industriearbeit. Eindeutig scheint uns aber zu sein, daß mit

dem Prinzip der ganzheitlicheren Ausschöpfung des Arbeitsvermögens ein Leistungsbegriff allmählich in den Vordergrund geschoben wird, den sich Arbeiter in ihrer eigenen Interessenperspektive relativ leicht aneignen können: weil nämlich Effizienz mit der Handlungskapazität der Arbeiter und nicht gegen große Teile ihrer persönlichen Möglichkeiten erzielt werden soll. Der Erwartung, mit eigenen Auffassungen ernstgenommen und als mündiger Mensch respektiert zu werden, kommt dieser Zugriff entgegen.

Wir behaupten wohlgermerkt nicht, daß dieser Ansatz die ganze Industrie durchdrungen hätte oder auch nur durchdringen könnte und alle Arbeitergruppen erfassen würde.¹⁵⁾ Es ist nicht zu erwarten, daß die Segmentationserscheinungen auf inner- und außerbetrieblichen Arbeitsmärkten mit der angedeuteten Entwicklung beseitigt werden. Der Wandel beschränkt sich vielmehr auf die Kernbereiche moderner Industrieproduktion und erfaßt hauptsächlich die Stamm- und weniger die Randbelegschaften: Segmentierung als moderne Variante der Polarisierung. Und auch in bezug auf die Arbeitergruppen der Kernbereiche ist keinesfalls von einer einheitlichen Form ganzheitlicherer Nutzung auszugehen. Zwischen einem Meßwartenfahrer in einer Bildschirmmeßwarte, einem Einrichter an einer vollverketteten Pressenstraße, einem Überwachungsman an einer durchautomatisierten Transferstraße, einem Meß- und Regelmechaniker in der modernen Instandhaltung, einem Fertigmacher und erst recht einem einfachen Operateur an einem neu gestalteten Montageband usw. bestehen im einzelnen so enorme Unterschiede, daß von arbeitsstrukturellen Homogenisierungen generell nicht gesprochen werden darf. Wir meinen aber, daß

diesen Arbeitern unbeschadet arbeitsplatzspezifischer Differenzierungen durch den ganzheitlicheren Zugriff auf Arbeitskraft generell neue Anknüpfungspunkte für ihr Arrangement mit der Arbeit geboten werden.

Mit der in welchen konkreten Formen auch immer erfolgenden kompletteren Inanspruchnahme der Person durch den Betrieb werden verstärkt solche Qualitäten zum Fokus der Arbeitsgestaltung, die auf Seiten der Subjekte direkt und ohne komplizierte Umdeutungen ein positives Arbeitsverständnis begründen können. Die Arbeiter können sich heute im Arbeiterbild der Betriebe leichter selbst wiederfinden. Es nehmen die Möglichkeiten zu, sich über konkrete Arbeitsinhalte, vor allem über den Aufgabenzuschnitt und die Ausführungskonditionen, als Subjekt auf Arbeit zu beziehen. Darin sehen wir das wichtige neue Moment im Produzentenbezug auf Arbeit. Weil die modernen Arbeiter der Stammbeschaften auch als intelligentes und verantwortliches Wesen und nicht als bloßes konditioniertes Muskel- und Nervensystem verwertet werden, weil insofern neue Aufgabendefinitionen geschaffen werden, scheint Arbeit eine neue Bindequalität zu gewinnen - eine auf Arbeit hinggerichtete Kraft, die den Fluchtimpuls aus Arbeit konterkariert und Instrumentalisierungstendenzen entgegensteht. Das Gefühl der Arbeiter für die neue Bindequalität von Arbeit mag übrigens dadurch geschärft werden, daß durch die wachsende Kommerzialisierung und Industrialisierung der Freizeit der Lebensraum außerhalb des Betriebs keineswegs eindeutig als positiver Kontrast zur industriellen Produktion erfahren werden muß. Aus der Perspektive entfremdeter, entleerter Freizeit könnte gerade ein gewandeltes "Reich der Notwendigkeit" mehr Attraktion bekommen.

Als Zwischenfazit halten wir fest: Der Sachverhalt, daß von Industriearbeit repulsive und attraktive Momente ausgehen, gilt im Grundsatz weiter. Verändert hat sich hauptsächlich die Art und Weise, in der diese beiden Kräfte auftreten und in Balance gehalten werden können. Weil die Industriearbeiter früher dem an sich besonders starken Impuls von Arbeit weg mangels ausreichender Bewegungsspielräume nicht nachgeben konnten, hatten sie gar keine andere Möglichkeit, als sich letztlich doch mit der Arbeit zu arrangieren, und dies erfolgte durch die Heroisierung von Disziplin und Arbeitsleid. Den heutigen Industriearbeitern stehen mehr Möglichkeiten und Rechtfertigungen zu Gebote, um gegenüber Arbeit auf Distanz zu gehen; die Wahrnehmung dieser Chancen wird aber durch die Bindequalität neuer Arbeitsinhalte weniger dringlich.

Hinsichtlich der eingangs zitierten Thesen der Wertwandel-Forschung würden wir aus industriesoziologischer Sicht hervorheben wollen: Was dort in kontroversen Einzelthesen zur subjektiven Bedeutung von Arbeit isoliert wird - Abwendung von der Arbeit versus Hinwendung zur Arbeit -, scheint uns weniger von der Sache her nahegelegt, denn in vereinseitigenden approaches begründet zu sein. Man wird dem Problem unseres Erachtens besser gerecht, wenn man, wie wir es versucht haben, den Wandel im Verhältnis Arbeiter/Arbeit als historische Variation der zwei Bezüge auf Arbeit und der zwischen diesen bestehenden Spannungen und Vermittlungen versteht.¹⁶⁾

Bewegt man sich innerhalb des Analyserahmens, den die Wertwandel-forschung für die Untersuchung langfristiger Tendenzen der Einstellungen zur Arbeit gesetzt hat - das haben wir bisher getan -, so ist das Wichtigste von dem gesagt, was wir auf unserem Erfahrungshintergrund in einem kurzen Referat beitragen können. Wir erlauben uns nun aber noch zwei grundsätzlichere Bemerkungen: erstens eine begrifflich-konzeptionelle, zweitens eine aktuell-politische.

Erstens:

In unserer Themenformulierung haben wir den vielleicht ein wenig antiquiert erscheinenden Begriff des Sozialcharakters gewählt, um eine gewisse Distanz zu der Forschungskonzeption zu signalisieren, von der viele Wertwandel-Beiträge ausgehen. Die Wertwandel-Forschung ist allzuoft der Konzeption von Einstellungsuntersuchungen verpflichtet, die immer in der Gefahr sind, Bewußtseinsphänomene in isolierte Indikatoren aufzulösen und faktoriell zu differenzieren bzw. flüchtige Tagesmeinungen festzuschreiben. Mit dem Begriff des "sozialen Charakters"¹⁷⁾, mit dem die Grundhaltungen gemeint sind, die ein soziales Kollektiv in Auseinandersetzung mit seinen Lebenserfahrungen typischerweise ausgebildet hat und die sich als Züge dieses Kollektiv sedimentiert haben, soll angedeutet werden, daß uns ein analytisches Niveau sachgerechter zu sein scheint, das anstelle von Einzeleinstellungen gegenüber Arbeit nach typischen Grundverhältnissen zu Arbeit fragt und das diese Grundverhältnisse nicht in Einzelfaktoren auflöst, sondern aus der inneren Logik der jeweiligen Kollektivsituation heraus

entschlüsselt. Zugleich steckt im Begriff des Sozialcharakters eine historische Aussage und eine Frage an die Gegenwart: Die Aussage, daß Arbeit jedenfalls früher das zentrale Medium und der integrierende Punkt für die Formierung der Sozialcharaktere der bürgerlichen Gesellschaft gewesen ist und die Frage, was sich daran geändert hat.

Im Fall des klassischen Industriearbeiters war der beschriebene doppelte Bezug mehr als nur ein Verhältnis zur Arbeit. Er bezeichnet einen klassentypischen Mechanismus, über den sich die Art und Weise herausbildete, in der die Arbeiterklasse die Gesellschaft wahrnahm und der den "Geist" prägte, mit dem sie als Kollektiv der Gesellschaft entgegentrat. Die über Arbeit bezogenen Grundhaltungen und der proletarische Sozialcharakter waren gleichsam identische Kategorien.

Man muß die beschriebenen Prozesse auch als Auflösung dieses proletarischen Sozialcharakters interpretieren. Das für die Industriearbeiter früher insgesamt typische Merkmal körperlicher Höchstleistung ist im Zusammenhang der technischen Entwicklung - von wenigen Branchen abgesehen - auf Restbereiche zurückgedrängt worden. Damit ist jenem proletarischen Arbeitsethos, das das Ertragen von Arbeitsleid in Selbstbestätigung zu transformieren vermochte, die Grundlage entzogen. Es entfiel zugleich das traditionelle Kriterium, mit dem Arbeiter sich als Kollektiv exklusiv verstehen und auch gegenüber anderen Gruppen der abhängig Beschäftigten (Angestellten) eindeutig und positiv abgrenzen konnten.

Nicht nur erfolgt Charakterbildung heute insgesamt weniger als früher in und über Arbeit. Auch scheinen sich die über Arbeit bezogenen Haltungen stärker in teilkollektiv-typische Merkmalsbündel aufzufächern. Arbeits- und branchenspezifische Erfahrungen treten mehr in den Vordergrund. Beschäftigtengruppen mit je besonderen Erwerbsschicksalen und Arbeits-erfahrungen, damit auch mit spezifischen Vermittlungen zwischen Arbeit und Charakterstrukturen ("Arbeitscharaktere"), sind heute handlungsbestimmende soziale Einheiten.

Damit vertreten wir nicht die These einer Verflüchtigung umfassenderer Kollektivbezüge, doch muß man unseres Erachtens von einer Tendenz zur Differenzierung im Rahmen eines (noch?) relativ blassen "Arbeitnehmer-Verständnisses" ausgehen, in dem - in der Sicht vieler Arbeiter - die Angestellten ebenfalls ihren Platz haben. In der veränderten Form von Arbeiter-Arbeit ist ein Leistungsbewußtsein angelegt, das durchaus kollektiv bleibt, nun aber eher den gesamten betrieblichen Funktionszusammenhang einschließlich Techniker, Ingenieure, betriebsnahe Wissenschaftler umgreift. Damit sind Anknüpfungspunkte für ein erweitertes Kollektiv-Verständnis gegeben. Ob ein solcher neuer Kollektivbezug an die Stelle dessen treten kann, was der proletarische Sozialcharakter einmal gewesen ist, oder ob die auseinanderweisenden Momente, die in der Ausdifferenzierung der verschiedenen Lebensbereiche und der Arbeit selbst liegen, die Oberhand gewinnen, ist noch nicht zu erkennen. ¹⁸⁾

Zweitens:

In den hier diskutierten Prozessen sehen wir quasi säkulare Umschichtungen, die durch die gegenwärtige ökonomische Krise sicher modifiziert, im Hinblick auf die Abspaltung einer industriellen Reservearmee sogar forciert werden, die aber letztlich nicht grundsätzlich zur Disposition stehen. Es ist freilich wichtig, die Frage des Wertwandels in bezug auf Arbeit - wie das Kongreß-Thema überhaupt - auch unter dem Gesichtspunkt zu bedenken, welche Aussagen von Wissenschaftlern wie in der aktuellen politischen Situation rezipiert werden und welchen Tendenzen sie förderlich sind.

Es ist bekannt, daß die konservative Antwort auf die Krise - deren politisches Kräftepotential sich auch in der Bundesrepublik formiert und deren innerbetriebliche Repräsentanten nun gegenüber moderneren Linien wieder Boden gewinnen - Wertbildungsprozesse rückgängig machen will, die in der Vergangenheit stattgefunden haben. Im Verfall traditioneller Arbeitstugenden wird ein Hauptübel unserer Zeit gesehen. Die beabsichtigte Ausdünnung sozialer Sicherheit, ein wichtiger politischer Programmpunkt des Neo-Konservatismus, und die bereits eingetretene Segmentierung der Arbeitskräfte in beschäftigte Dauerarbeiter und disponible Reserve gelten als entscheidende Hebel, um den Arbeitskräften mehr Arbeitsmoral alter Art - mehr Unterordnungsbereitschaft, bessere Anstelligkeit, mehr fraglose Disziplin usw. - abverlangen zu können. Die ökonomische Krise wird also zum Druckmittel eines rückwärts orientierten Wertwandels.

Diese politische Position kann sich durch einen Teil der Wertwandel-Forschung bestätigt fühlen. Soweit der Verfall alter Arbeitstugenden, den es ja auch gegeben hat, wissenschaftlich registriert wird, ohne daß man den Zusammenhang zu den materiellen Umstrukturierungen hervorhebt, in die er eingebettet ist, bietet man sich einer solchen Funktionalisierung geradezu an. Zu einer verantwortlichen wissenschaftlichen Stellungnahme würde demgegenüber gehören hervorzuheben, daß die Fixierung auf das Problem alter Arbeitstugenden sachlich wie politisch höchst fragwürdig ist.

Den Hintergrund des Wertwandels bilden nicht nur die durch mehr Freizeit und höheren Wohlstand greifbareren Verheißungen des außerbetrieblichen Lebens, wie uns die konservative Weltinterpretation gern weismachen will. Verursachend sind auch neue Strukturen in der Arbeitssphäre selbst sowie im Bildungs- und Ausbildungsbereich: der weitgehende Abbau körperlicher Arbeit, das stärkere Hervortreten von Arbeitsplätzen mit intellektuellem Aufgabenzuschnitt, die Verlängerung schulischer Bildungsprozesse, die stärkere Professionalisierung auch von Arbeitertätigkeiten usw. Von der Folge-seite her betrachtet waren dies Entwicklungen, durch die sinnfällige Ansatzpunkte für die Verinnerlichung traditioneller Arbeitsnormen verschwanden und naheliegende "Rechtfertigungen" für die Heroisierung von Leistungen im alten Sinn, von Verausgabung und Disziplin verblassten. Von der Verursachungsseite her gesehen handelte es sich um Veränderungen, die auf der historischen Entfaltung der Produktivkräfte - der weiteren Automatisierung und Verwissenschaftlichung der Produktion - wurzelten.

Jedenfalls bei den relativ gesichert in den Produktionsprozess integrierten Stammarbeitern, wo diese Strukturverschiebungen hauptsächlich gegriffen haben, wirken die in der Krise aktualisierten Bemühungen um Restabilisierung der alten Arbeitstugenden reichlich hilflos. Sie wollen zurücknehmen, was durch die langfristige Entwicklung der Produktionsprozesse bewirkt worden ist und auch in der Krise gar nicht zur Disposition stehen kann: einen Arbeitertypus, für den Arbeit eben nicht mehr identisch sein kann mit Verausgabung von Muskeln und Nerven, mit ungestümen Schaffensdrang und Gehorsam, sondern der gerade in Anpassung an die Erfordernisse moderner Produktion einen Arbeits- und Leistungsbegriff auszubilden gelernt hat, in dem seine Effizienz ganz anders gefaßt ist. Seine Leistung wird nicht entlang der Linien traditioneller Arbeit erzielt, sondern durch Bedachtsamkeit, nüchterne und kritische Distanz; Bereitsein für Unvorhergesehenes, Sicherheit beim Eingreifen, Selbständigkeit - das macht seine Arbeit aus.

Man kann Arbeiter, die solches zu leisten haben, heute durch die Erpressung mit der industriellen Reservearmee und den versuchten Oktroi alter Arbeitstugenden verunsichern. Man kann sie gewiß auch dazu bringen, daß sie in ihrer Interessenwahrnehmung gegenüber Betrieb und Vorgesetzten zögernd und vorsichtig ans Werk gehen: Der Zwang der Verhältnisse diszipliniert. Doch ein Arbeitsverhalten zu erzwingen, das sich an einen obsolet gewordenen Arbeits- und Leistungsbegriff orientiert, ist letztlich gegen den Trend der historischen Entwicklung gerichtet.

Anmerkungen

- 1) Peter Kmieciak: Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 1976, S. 1 ff., 461 ff.
- 2) Ronald Inglehart: Wertwandel in den westlichen Gesellschaften: Politische Konsequenzen von materialistischen und postmaterialistischen Prioritäten, in: Helmut Klages/Peter Kmieciak (Hg.): Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel, Frankfurt a.M./New York 1979, S. 273 ff.
- 3) Anteil der Arbeiter im produzierenden Gewerbe an den abhängig Beschäftigten insgesamt 1980: 33,8 %. Quelle: Stat. Jahrbuch 1981, S. 95, 98.
- 4) Vgl. Daniel Bell: Die nachindustrielle Gesellschaft, 2. Aufl., Frankfurt a.M./New York, S. 132 ff.
- 5) Vgl. insb. Heinrich Popitz/Hans Paul Bahrddt/Ernst August Jüres/Hanno Kesting: Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, Tübingen 1957, S. 237 ff.; ferner Theo Pirker/Siegfried Braun/Burkhart Lutz/Fro Hammelrath: Arbeiter, Management, Mitbestimmung, Stuttgart/Düsseldorf 1955, S. 371 ff.
- 6) Vgl. Michael Schumann/Edgar Einemann/Christa Siebel-Rebell/Klaus Peter Wittemann: Rationalisierung, Krise, Arbeiter, Frankfurt a.M. 1982, S. 25 ff., S. 292 ff. Als ähnlicher Ansatz schon früher vorgetragen von: Werner Kudera/Werner Mangold/Konrad Raff/Rudi Schmidt/Theodor Wentzke: Gesellschaftliches und politisches Bewußtsein von Arbeitern, Frankfurt a.M. 1979, S. 26 ff.
- 7) Quellen: Martin Osterland u.a., Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der Industriearbeiter in der BRD, Göttingen 1972, S. 46; Stat. Jahrbuch 1981, S. 166.
- 8) Vgl. Martin Baethge/Harald Schomburg/Ulrich Voskamp: Jugend und Krise, SOFI-Forschungsbericht, Göttingen 1982, S. 242 ff.
- 9) In den 50er Jahren noch steigendes Renten-Übertrittsalter, seither fallend; Quellen: Statistik der deutschen Invaliden- und Angestelltenversicherung, Bd. 4, 1955; Osterland u.a., a.a.O., S. 72; Statistik der deutschen gesetzlichen Rentenversicherung, Bd. 46, 48, 50, 52; Informationen der Landesversicherungsanstalt Hannover; Informationen vom Verband deutscher Rentenversicherungsträger Frankfurt - Datenaufbereitungsstelle Würzburg.

Frage - Vereinseitigungen in Richtung auf eine Perspektive vorkommen können; die zweite Perspektive ist dann nur noch latent gegeben, kann aber sofort manifest werden, wenn Akzentverschiebungen in der Situation der Subjekte einen Perspektivwechsel nahelegen. Kommt es tatsächlich zu einem Wechsel der Perspektive, so treten möglicherweise Einstellungen und Verhaltensweisen in den Vordergrund, die äußerlich im Widerspruch zum bisher Sichtbaren stehen. Solche Vereinseitigungen und Sprünge, wie sie bei Arbeitern immer wieder auffallen, werden oft falsch interpretiert. So gelten häufig stark kontextgebundene Äußerungen und Verhaltensweisen von Arbeitern ("Arbeit bedeutet mir alles", "in meiner Familie bin ich doch am liebsten) als Indiz für eine insgesamt dominierende Orientierung; auch werden Einstellungswechsel und Verhaltenswidersprüche leicht als Inkonsistenzen und Unsicherheiten im Urteil mißverstanden - beides Fehler, die speziell in der Industriesoziologie oft genug gemacht worden sind. Mit dem Theorem des doppelten Bezugs auf Arbeit kommt man unseres Erachtens der Wahrheit besser auf die Spur. Man versteht Einseitigkeiten und Sprünge dann als situationsspezifisch unterschiedliche Äußerungen eines Arbeitsverständnisses, für das die doppelte Perspektive konstitutiv ist.

- 17) Zur begriffsgeschichtlichen Einordnung von "Sozialcharakter" und zu unserem Begriff des "Arbeitscharakters" vgl. in unserem Beitrag zum Sonderheft Industriesoziologie, a.a.O., Kap. II.
- 18) Interessant ist, daß heute schon in traditionellen Industrien wie der Werftindustrie die Entwicklung eines "Arbeitnehmer"-Verständnisses registriert werden kann: Schumann u.a., a.a.O., S. 543 ff.

- 10) Quellen wie in Anm. 9).
- 11) Quellen für b) insgesamt: Martin Osterland u.a., a.a.O., S. 87, 112; Statistische Jahrbücher 1957 (S. 545), 1981 (S. 446, 508).
- 12) Hier und auch an anderen Stellen des Referats beziehen wir uns auf Erfahrungen, die wir im Rahmen einer neuen gemeinsamen Studie über "Rationalisierung und Arbeiterverhalten" gemacht haben. Die Feldarbeit ist noch nicht abgeschlossen; Auswertungen gibt es bisher nur in rudimentärer Form. Zur Studie vgl. unsere Untersuchungspapiere: Rationalization and the Behaviour of Workers - Conceptual Ideas and Hypotheses for New Research, in: Economic and Industrial Democracy, Bd. 1, 1980, S. 541 ff.; Rationalisierung und Arbeiterverhalten, Gedanken zu einer Folgestudie zu "Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein", in: Rodrigoer Jokisch (Hg.), Soziologie der Technik, Frankfurt a.M., erscheint 1982; Rationalisierung und Arbeiterverhalten, Ansatz und erste Befunde einer Folgestudie zu ..., in: Sonderheft Industriesoziologie der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, erscheint 1982.
- 13) "Rationalisierung und Arbeiterverhalten"; auch: Schumann u.a., a.a.O., S. 328 ff.
- 14) Wir haben in "Rationalisierung und Arbeiterverhalten" bisher Intensiverhebungen in folgenden Bereichen durchgeführt: Nahrungsmittelindustrie, Chemische Industrie, Automobilindustrie. Im Maschinenbau - unserem vierten Hauptuntersuchungsfeld - stehen Intensiverhebungen noch aus. Überdies haben wir in den Bereichen Glasindustrie, Holzindustrie, Papierindustrie und Textilindustrie in jenen Betrieben Kurzerhebungen durchgeführt, die wir bereits in "Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein" erfaßt hatten.
- 15) In einer anderen Entwicklungsphase befindet sich gegenwärtig z.B. die Werftindustrie; vgl. Schumann u.a., a.a.O., S. 62 ff.
- 16) Die analytische Unterscheidung zwischen den beiden Bezügen schließt prinzipiell ein, daß in konkreten Situationen - auch im Interview, provoziert durch eine bestimmte

Wolfgang Pelull/Ulrich Voskamp

VORSTELLUNG DES PROJEKTS "JUGEND UND KRISE"
=====

Beitrag im Rahmen der Sektion "Familien- und Jugendsoziologie"

Wir wollen das Projekt "Jugend und Krise" kurz vorstellen, indem wir in einem ersten Schritt Ergebnisse einer kürzlich abgeschlossenen theoretisch/methodisch orientierten Vorlaufphase zusammenfassen. Die hier nur in notwendig knapper Form dargelegten Resultate unserer Auseinandersetzung mit der neueren jugendsoziologischen Forschung und Theoriebildung sind ausführlich dargestellt in einem Literaturbericht, der in Kürze veröffentlicht wird.¹⁾ In einem zweiten Schritt wollen wir aus einer Reihe von grundsätzlichen Überlegungen über das Verhältnis von Jugendlichen zur Arbeit die Perspektive der eigenen empirischen Untersuchung skizzieren, an deren Beginn wir gegenwärtig stehen. Dies kann heute ebenfalls nur relativ knapp geschehen und dient eher dazu, Akzent- und Schwerpunktsetzung der Untersuchung zu verdeutlichen, kann aber die noch zu konkretisierende Untersuchungsanlage nicht ersetzen.

Vorab einige Worte zur groben Charakterisierung der Untersuchung: Das Projekt "Jugend und Krise" schließt an eine frühere Untersuchung des SOFI an²⁾, die eine Analyse der objektiven Veränderungen von "Ausbildungs- und Berufsstartproblemen von Jugendlichen" unter verschärften Bedingungen auf dem

-
- 1) Vgl. dazu Martin Baethge, Harald Schomburg, Ulrich Voskamp, Literaturbericht: Jugend und Krise; der Bericht wird im Winter 82/83 veröffentlicht.
 - 2) Vgl. Martin Baethge u.a.: Ausbildungs- und Berufsstartprobleme von Jugendlichen unter den Bedingungen verschärfter Situationen auf dem Arbeits- und Ausbildungsstellenmarkt. Abschlußbericht. Göttingen 1980.

Arbeits- und Ausbildungsstellenmarkt zum Thema hatte. Ging es in jenem - 1979 abgeschlossenen - Projekt um die krisenhaften Veränderungen von Ausbildungs- und Arbeitsmarktstrukturen, so geht es in diesem Projekt darum, wie Jugendliche mit der veränderten Situation fertigwerden oder - anders gesagt - um die Bedeutung von Krisenerfahrungen für das Verhältnis von Jugendlichen zu Arbeit und Beruf. Dabei verstehen wir Arbeit und Beruf in gesellschaftlicher Perspektive und wollen der Frage ihrer Bedeutung für die individuelle Lebensgestaltung der Jugendlichen, für ihre gesellschaftlichen Orientierungen, ihr Interessenbewußtsein und damit auch für ihr Verhältnis zu den Gewerkschaften nachgehen. Es geht uns damit um die soziale Problematik, daß Jugendliche seit einigen Jahren eine entscheidende Phase ihrer individuellen Lebensgestaltung unter den Bedingungen einer gesellschaftlichen Krisensituation durchlaufen, bzw. daß - bezogen auf den lebensgeschichtlich bedeutsamen Einstieg in berufliche Arbeit - der Übergang ins Beschäftigungssystem für Jugendliche heute in erhöhtem Maße mit Risiken und Friktionen verbunden ist. Wir führen das Projekt in Kooperation mit dem DGB durch, wobei die Hauptphase durch das BMJFG mitfinanziert wird.

Mit der Projektthematik beziehen wir uns von daher zum einen auf die gewerkschaftsinterne Jugendsdiskussion: Hier wird zwar das Faktum veränderter Verhaltensweisen von Jugendlichen (geringes gewerkschaftliches Engagement, Tendenzen zum Aussteigen oder Privatisieren etc.) noch ziemlich einheitlich gesehen, die Erklärungen und die politischen Schlußfolgerungen gehen aber weit auseinander. Sehen die einen die Ursachen

vornehmlich in der ökonomischen Krise, die es durch verstärkte Anstrengungen in den traditionellen, d.h. vor allem betrieblichen Feldern gewerkschaftlicher Jugendarbeit zu überwinden gelte, so gehen andere von einer Sinn- und Wertekrise, von veränderten, weniger traditionell arbeitszentrierten Bedürfnissen und Motivationen bei Jugendlichen aus, die eine alternative, offenere gewerkschaftliche Jugendarbeit verlangen. Zum anderen beziehen wir uns auf entsprechende soziologische Debatten, in der möglicherweise weniger arbeitszentrierte Orientierungen von Jugendlichen als Indiz für eine "Orientierungskrise im Arbeiterbewußtsein" gelten.

Zur Stützung dieser und ähnlicher Positionen werden immer wieder Theoreme und Einzelergebnisse aus der jugendsoziologischen Forschung bemüht; wir haben uns daher mit relevanten Ansätzen und Ergebnissen der neueren Jugendforschung ausführlicher auseinandergesetzt.

Wir haben, vor allem unter theoretischen und methodischen Gesichtspunkten, die neuere Jugendforschung daraufhin befragt,

- inwieweit sie ein verändertes Verhältnis von Jugendlichen zu Arbeit und Gewerkschaft empirisch gesichert ausweist,
- ob sich bei der Herausbildung arbeitsbezogener Normen in der beruflichen Sozialisation jugendlicher Veränderungen feststellen lassen, die auf krisenhafte Arbeitsmarkt- und Ausbildungsstellenentwicklung zurückgeführt werden können,
- inwieweit Thesen von einer grundlegend gewandelten Motivationsstruktur jugendlicher als Resultat eines veränderten Verlaufsmusters der Jugendphase theoretisch stimmig und empirisch abgesichert sind.

Wir beziehen uns auf neuere Studien, die auf Grund des Zeitpunkts ihrer Durchführung überhaupt Aussagen über "Jugend und Krise" erlauben, und dabei vor allem auf solche, die in der öffentlichen Jugenddiskussion eine Rolle gespielt haben, d.h. leider allzu häufig, daß sie quasi als "Steinbruch" für unterschiedliche politische Begründungszusammenhänge benutzt werden.

Dies betrifft insbesondere repräsentative Jugendstudien, also die Resultate der Umfrageforschung, die trotz ihrer offenbaren und hinlänglich bekannten theoretisch-methodischen Defizite in der politischen, gewerkschaftlichen, aber auch in der jugendsoziologischen Diskussion häufig selektiv und unkritisch ausgeschlachtet werden.

An neueren Produkten dieser Spezies von Sozialforschung - etwa der Shell-Studie '79, der Studie "Jugend und Wirtschaftsordnung" von Landsberg/Müller, der Infas-Studie "Zur Situation der Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen" oder den von Emnid durchgeführten Untersuchungen für die Konrad-Adenauer-Stiftung - läßt sich zeigen, daß das Verhältnis von Jugendlichen zu Arbeit und Gewerkschaften nur unsystematisch, in eher zufälligen Einzelaspekten durch zumeist wenige Fragen auf einer sehr allgemeinen, vordergründigen Meinungsebene thematisiert wird. Der Arbeitsbereich als konkreter Lebensinhalt und Erfahrungsraum wird weitgehend ausgeblendet; stattdessen werden Einzelergebnisse häufig selektiv und willkürlich in einen vorgefertigten Interpretationsrahmen gepreßt, zumeist mit dem Ergebnis, daß die Jugendlichen bis

auf wenige extreme Ausnahmen mit ihrer Ausbildung, Arbeit und Lebensperspektive zufrieden sind, es also um unsere Wirtschafts- und Sozialordnung gar nicht so schlecht stehen könne. Dies alles mag denjenigen nicht überraschen, der dieser Art von Wissenschaft und ihrer politischen Funktion von vornherein skeptisch gegenübersteht; bedenklich muß aber nicht nur die große Resonanz dieser Forschungsprodukte in staatlichen Institutionen, Parteien und Verbänden stimmen, sondern auch ihre Verwendung in der jugendsoziologischen Diskussion: Die Versuche der Re-Interpretation, indem Einzelergebnisse der Umfrageforschung in andere, vermutlich sogar realitätsgerechtere Interpretationsmuster gleichsam als empirische Belege eingepaßt werden, sind zahlreich. Dabei wird allerdings der höchst zweifelhafte methodische Status dieser Ergebnisse übersehen, deren fast beliebige Verwendungsfähigkeit sie u.E. als unseriös disqualifiziert.

Ähnliche Vorbehalte gelten für eine Reihe von Untersuchungen, die unter dem Stichwort "Jugend als Träger eines gesellschaftlichen Wertwandels" eine Re-Interpretation von Umfragedaten vornehmen. Die Behauptung eines generellen Wertwandels in Richtung auf Ablösung materialistischer durch postmaterialistische Orientierungen steht auf methodisch tönernen Füßen. Die für einen derartigen Wertwandel am häufigsten angerufene Beweisinstanz, die Theorie Ingleharts, zeigt in den ihr zugrundeliegenden Untersuchungen keine eindeutigen Belege für die These vom Wertwandel. Für den untersuchten Zeitraum der 70er Jahre bleibt, selbst wenn man sich auf die Inglehartsche Methode einläßt und die fragwürdige Operationa-

lisierung von "materialistischen" und "postmaterialistischen" Einstellungen einmal außer acht läßt, in allen in die Untersuchung einbezogenen westeuropäischen Ländern die sogenannte "materialistische" Wertorientierung die eindeutig dominierende und ergeben sich selbst bei den Wandlungsprozessen zwischen den Jahresstufen höchst unterschiedliche und zwischen den einzelnen Ländern auch gegenläufige Trends. Von stabilen Entwicklungstrends in den Wertorientierungen kann überhaupt nicht die Rede sein.

Das bedeutet nun nicht, daß es eine Veränderung von Werten und Normen gerade bei Jugendlichen nicht gibt, nur ist u.E. bis heute nicht nachgewiesen, worin diese Veränderungen bestehen und in welche Richtung sie gehen. Auch die mit dem Namen Thomas Ziehe verbundenen theoretischen Bemühungen, veränderte Verhaltensweisen Jugendlicher auf veränderte, in neuen Persönlichkeits- und Motivationsstrukturen begründete Werthaltungen zurückzuführen, die eine Erosion auch der traditionellen Arbeits- und Leistungsmoral bedeuten, halten wir für wenig begründet. Zwar erscheinen uns etliche Phänomene eines veränderten Verhaltens von Jugendlichen durchaus zutreffend beschrieben, doch Ziehe kann weder entscheiden, ob es sich bei diesen Veränderungen um Ausdrücke einer massenhaft veränderten psychischen Struktur von Jugendlichen handelt oder lediglich um alterstypische Reaktionsweisen auf neue Problemkonstellationen, noch kann er den behaupteten Zusammenhang zwischen psychischen Strukturveränderungen und gesellschaftlichen Strukturveränderungen plausibel machen.

Empirisch verlässlichere Informationen über den Prozeß, in dem sich das Verhältnis von Jugendlichen zur Arbeit herausbildet, sind neueren Studien zur beruflichen Sozialisation zu entnehmen. So läßt sich aus der Frankfurter Studie (von E. Mayer u.a.), der Dortmunder Studie (von Kruse u.a.) und aus den ersten Ergebnissen des DJI-Projekts (von Kärtner u.a.) der Prozeß der betrieblichen Ausbildung als zunehmende Desillusionierung mitgebrachter Erwartungen über den betrieblichen Arbeitsalltag und die berufliche Perspektive nachzeichnen. Allerdings sind Aussagen darüber, wie Jugendliche diese Erfahrungen verarbeiten, ob sie sich eher der schlechten Realität anpassen und resignieren, ob sie ihre arbeitsbezogenen Ansprüche aufgeben, auf andere Lebensbereiche verlagern oder aufrechterhalten etc. z.T. sehr unscharf, z.T. zwischen den Projekten widersprüchlich. Dies mag an unterschiedlichen Untersuchungsgruppen liegen; dies mag auch daran liegen, daß diese Studien sich auf Jugendliche in der besonderen Situation "betriebliche Ausbildung" beziehen und - wie die Frankfurter Studie - eigentlich mehr das Verhältnis zur Ausbildung als das zur Arbeit untersuchen; das mag schließlich daran liegen, daß etwa in der Frankfurter Studie Arbeitsorientierungen mit der theoretisch doch zumindest zweifelhaften Alternative 'instrumentell-arbeitsinhaltlich' erfaßt werden, was u.E. zu erheblichen Verkürzungen führt.

Bezogen auf das Verhältnis von Jugendlichen zu den Gewerkschaften ist die Forschungslage noch ungleich schlechter: Aus den noch laufenden Projekten liegen bisher kaum Ergebnisse zu dieser Frage vor; die vorliegenden Resultate zeigen zwar - gemessen an Indikatoren wie Mitgliedschaft, Einsicht

in die Notwendigkeit von Gewerkschaften, abstrakte Streikbereitschaft - eine tendenziell positive Gewerkschaftseinstellung von Jugendlichen, aber nirgends wird diese Frage systematisch auf der Basis von realen Gewerkschaftserfahrungen Jugendlicher thematisiert. Dieses Forschungsdefizit wird durch den kürzlich vorgelegten Projektbericht aus dem Haus der Gewerkschaftsjugend Oberursel nur ansatzweise behoben: Diese Ergebnisse sind wenig systematisch aufgearbeitet und bleiben stark auf den Einzelfall bezogen.

Entscheidender noch als die bisher benannten einzelnen Defizite der Forschung ist für unseren Zusammenhang die Tatsache, daß der Aspekt der Krise in empirischen Jugenduntersuchungen bisher kaum irgendwo systematisch berücksichtigt wird. Krise - so gewinnt man den Eindruck aus großen Teilen der Jugendforschung - ist etwas, was besondere Gruppen von Jugendlichen betrifft und an ihnen, nicht an der großen Mehrheit der Jugendlichen zu untersuchen ist. Zwar spielt in Studien über die nicht arbeitslose Mehrheit der Jugendlichen die Krise von Ausbildungsstellen- und Arbeitsmarkt als Interpretationsfolie häufig eine Rolle, als konkreter Erfahrungsgegenstand von Jugendlichen und damit als unmittelbar zu thematisierender Untersuchungsgegenstand aber wird sie weitgehend vernachlässigt.

Zur Anlage der Untersuchung

Gerade angesichts der genannten Forschungsdefizite erscheint es für eine soziologisch orientierte Untersuchung, die das gegenwärtige Verhältnis von Jugendlichen zu Arbeit und Gewerkschaften thematisiert, unerläßlich, sich zunächst der mate-

riellen Veränderungen zu vergewissern, die in die Sozialisation und heutigen Erfahrungen der Jugend eingehen und deren Orientierungen entscheidend prägen. Damit sind vor allem zwei widersprüchliche Sachverhalte anzusprechen, deren Bedeutung für das Bewußtsein von Jugendlichen derzeit noch nicht eindeutig zu bestimmen ist und die sich in der aktuellen gesellschaftlichen Situation empirisch überlagern. Zum einen die Veränderungen auf Basis der langanhaltenden ökonomischen Prosperitätsphase, die den individuellen Lebens- und Gestaltungsspielraum der Lohnabhängigen und ihrer Familien in erheblichem Maße erweitert haben, zum anderen die ökonomische Krisenentwicklung, in deren Gefolge diese erweiterten Möglichkeiten der individuellen Lebensgestaltung nicht nur bedroht, sondern für Teile vor allem auch jugendlicher Erwerbstätiger bereits schon wieder spürbar eingeschränkt werden. Ebenso wie die heutigen Jugendlichen, die zu Beginn der 60er Jahre geboren und in der Blütezeit des bundesdeutschen Wirtschaftswunders aufgewachsen sind, an der Verbesserung der Lebensbedingungen partizipiert haben, werden sie unter den gegenwärtigen Bedingungen auch - und z.T. in stärkerem Maße als andere Gruppen - von den Krisenfolgen betroffen. Im Unterschied zur Generation der Erwachsenen geschieht dies bei Jugendlichen in einer Lebensphase, die für ihre weitere individuelle Entwicklung von entscheidender Bedeutung ist.

Die bis in die 70er Jahre hinein zu konstatierende Erweiterung der individuellen Lebens- und Gestaltungsspielräume der Lohnabhängigen, die wir hier nur kurz zu skizzieren brauchen, beruhte im wesentlichen auf einer spürbaren Verkürzung der Arbeitszeit (Wochen-, Jahres- und Lebensarbeitszeit), stei-

gender Realeinkommen der Haushalte sowie einer Ausweitung des sozialen Konsums (Sozialversicherung, medizinische Versorgung, Versorgung im Alter etc.). In der Konsequenz haben diese Veränderungen dazu geführt, daß die arbeitsfreie Zeit in weitaus geringerem Maße als früher zur bloßen Regeneration der Arbeitskraft verwandt werden muß. Dabei muß zunächst noch offen bleiben, welche bewußtseinsrelevanten Folgen aus dem modifizierten Verhältnis von Arbeit - Nichtarbeit resultieren: ob es vor diesem Hintergrund zu einem subjektiven Bedeutungsverlust von Arbeit gekommen ist oder ob nicht umgekehrt neue bzw. sogar weitergehende Ansprüche an die Arbeit gestellt werden.

Wichtig für unseren Zusammenhang bleibt aber, daß sich mit den genannten Veränderungen auch die Entwicklungsbedingungen der Jugendlichen erheblich modifiziert haben. Die Verbesserung der Wohnverhältnisse dürfte hierbei ebenso eine Rolle spielen wie größere finanzielle Spielräume der Eltern und - darüber vermittelt - auch der Jugendlichen sowie erweiterte Möglichkeiten der Freizeitgestaltung. Zentral scheint aber vor allem zu sein, daß Arbeit als unmittelbare Erfahrung für den Entwicklungsprozeß von Jugendlichen an Bedeutung verloren hat. Zumindest ist der Zeitpunkt des Eintritts Jugendlicher in die "Arbeitswelt" mit der Verlängerung schulischer Ausbildungszeiten deutlich nach hinten verschoben worden. Als grober Indikator kann die Erwerbsquote Jugendlicher gelten, die sich in der Altersgruppe der 15-20jährigen ganz erheblich verringert hat. Bei den männlichen Jugendlichen sank sie von 80,7 % im Jahre 1957 auf 48,5 % im Jahre 1980; bei den weiblichen Jugendlichen verringerte sie sich im gleichen Zeitraum von 76,2 % auf 41,4 %.

Zwar verbergen sich hinter diesen Zahlen zweifellos höchst unterschiedliche soziale Problemkonstellationen, die eine Verallgemeinerung jugendlicher Erfahrungen selbst innerhalb einzelner Altersstufen nicht zulassen, doch scheinen zur genaueren Kennzeichnung des veränderten jugendlichen Erfahrungsfeldes durchaus einige Annahmen berechtigt zu sein:

- o So dürfte unter heutigen Bedingungen eines längeren Verbleibens in altershomogenen Gruppen ein größerer Teil von Jugendlichen als früher die Möglichkeit haben, eigene Stilvorstellungen herauszuarbeiten und unter Gleichaltrigen auszuleben;
- o So kann vermutet werden, daß traditionelle Arbeits- und Leistungsnormen aufgrund der längeren Freistellung von Arbeit nicht mehr das Gewicht haben wie etwa in den Jugendgenerationen der 50er und 60er Jahre;
- o Schließlich ist anzunehmen, daß die Ansprüche an die individuelle Lebensgestaltung nicht nur anders, sondern z.T. auch weitergehend sind als in früheren Generationen; zumindest dürften materielle Einschränkungen an dem gegebenen Entwicklungsstand gemessen werden.

Inwieweit Veränderungen des jugendlichen Erfahrungsfeldes allerdings tatsächlich in einer Weise bewußtseins- und verhaltensrelevant geworden sind, daß sie Arbeitsorientierungen der Jugendlichen und ihr Interessenbewußtsein bzw. ihre Einstellung zur Gewerkschaft nachhaltig bestimmen, wird ebenso zu untersuchen sein, wie die Frage, ob die erweiterten

individuellen Entwicklungsspielräume Jugendlicher durch die aktuellen Krisenbedingungen nicht bereits wieder in so starkem Maße eingeschränkt worden sind, daß weitergehende Arbeitsansprüche von vornherein nicht mehr erhoben werden. Dies bedeutet vor allem, danach zu fragen, wie die Krise des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes von den Jugendlichen erfahren und verarbeitet wird.

Dabei wird sich die Untersuchung im wesentlichen auf Jugendliche konzentrieren, die bereits über relativ gesättigte Ausbildungs- oder Arbeitserfahrungen verfügen. Diese Entscheidung, die nicht zuletzt auch darauf zurückzuführen ist, daß vor allem Jugendliche in die Untersuchung einbezogen werden sollen, die bereits mit gewerkschaftlicher Politik konfrontiert worden sind, hat zur Folge, daß der Altersdurchschnitt des Samples bei etwa 20 Jahren liegen dürfte. Über die genaue Zusammensetzung des Samples, das insgesamt 150 Jugendliche umfassen soll - darunter 1/3 Mädchen/junge Frauen - sind bislang noch keine Festlegungen getroffen worden. Vorgesehen ist, daß Teilgruppen mit einer jeweils möglichst homogenen Besetzung von Jugendlichen gebildet werden, die sich - im Hinblick auf den Bezugspunkt "Arbeit" - in typischen Situationen befinden. Dabei werden keine kontinuierlichen und weichen Übergänge zwischen den Untersuchungsgruppen angestrebt; vielmehr sollen die Gruppen quantitativ relevante Problemkonstellationen repräsentieren, die für die Mehrheit der erwerbstätigen Jugendlichen als typisch gelten können. Da es aber auch bei einer solchen Schwerpunktsetzung schon wegen des quantitativen Ausmaßes der Jugendarbeitslosigkeit unverzichtbar ist, die Bedeutung der unmittelbaren Erfahrung von Arbeitslosigkeit zu erfassen, sollen als eine besondere Gruppe arbeitslose Jugendliche in die Untersuchung einbezogen werden.

Es sollen qualitative Interviews durchgeführt werden, die durch intensive Gruppendiskussionen ergänzt werden. Darüber hinaus ist geplant, an gewerkschaftlichen Jugendseminaren teilzunehmen und - sofern dies möglich ist - die Arbeit bestehender Jugendgruppen zu verfolgen. Wir streben an, Teilgruppen des Samples aus solchen bestehenden Jugendgruppen zu bilden.

Vom gesamten Zuschnitt her, wird die Studie als Querschnittsuntersuchung angelegt, die primär auf eine relativ genaue "Bestandsaufnahme" der aktuellen Einstellungen und Orientierungen von Jugendlichen - kristallisiert um den Bezugspunkt "Arbeit" - abzielt. Dies erscheint uns angesichts der Defizite des derzeitigen Forschungsstandes und der Unsicherheiten in der aktuellen jugendpolitischen Diskussion vordringlich zu sein. Die Untersuchung konzentriert sich damit allerdings auf die Resultate langjähriger Sozialisationsprozesse, ohne diese Prozesse selbst zum eigenständigen empirischen Untersuchungsgegenstand machen zu können. Angemessen wäre dies auch nur im Rahmen einer Verlaufsstudie zu realisieren. Im Rahmen unserer Schwerpunktsetzung wird es lediglich möglich sein, rückblickend relevante Brennpunkte oder Bruchstellen innerhalb dieser Prozesse zu ermitteln (Berufswunsch versus Realität, Übergang Schule - Beruf etc.) und sie in ihrer Bedeutung für die Jugendlichen und ihre jetzigen Einstellungen und Orientierungen zu interpretieren. Inwieweit es dabei gelingt, "persönlichkeitsstrukturelle Momente" zu thematisieren und subjektive Strategien der Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Bedingungen und Anforderungen zu erfassen, ist beim derzeitigen Projektstand noch ungewiß.

Edgar Einemann (Universität Bremen)

Klaus Peter Wittemann

BERICHT UND THESEN ZUR "WERFTSTUDIE" ÜBER KRISENERFAHRUNG
=====

UND KRISENBEWUSSTSEIN¹⁾
=====

Beitrag für die ad-hoc-Gruppe "Wirtschaftskrise und Bewußtseinsentwicklung"

1. Noch vor zehn Jahren ging es bei der Diskussion um das Arbeiterbewußtsein aus marxistischer Sicht darum, das offenkundig wenig klassenbewußte Denken der Arbeiter auf der Basis des weiterhin fortbestehenden Kapitalismus und der Klassengesellschaft zu erklären und zugleich die Bedingungen und Vermittlungsformen für Bewußtseinsveränderungen anzugeben, die die Entwicklung von der Klasse an sich zur Klasse für sich einleiten würden. Durchaus unterschiedliche Ansätze kamen zu dem Ergebnis, daß die widersprüchliche Bestimmung von Arbeiterbewußtsein durch eine langandauernde Prosperität in der Bundesrepublik Deutschland in der Weise geprägt war, daß die weiterhin bestehende und auch registrierte "Despotie des Kapitals" in den Hintergrund trat. Eine Veränderung des wenig revolutionären Bewußtseins der Arbeiter konnte aus dieser Sicht nur eintreten, wenn sich die inneren Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft in Krisen zuspitzen würden. Abgesehen von theoretischen Einwänden sprach vor allem die faktische ökonomische Entwicklung und die damit verbundene deutliche Verbesserung des Lebensniveaus der Lohnabhängigen gegen diese Position.

1) Der Beitrag stützt sich auf den Krisenteil der Untersuchung von Michael Schumann, Edgar Einemann, Christa Siebel-Rebell, Klaus Peter Wittemann: Rationalisierung, Krise, Arbeiter. Eine empirische Untersuchung der Industrialisierung auf der Werft. Frankfurt 1982 (vgl. dazu die Kurzdarstellung in SOFI-Mitteilungen Nr. 5, Göttingen 1981). Darüber hinaus werden erste Überlegungen zu einer weiterführenden Krisenstudie vorgetragen.

Immerhin, in dieser Klemme steckt die Diskussion um das Arbeiterbewußtsein heute nicht mehr: Daß der Kapitalismus krisenhaft ist, ist inzwischen ebenso unbestritten wie die Tatsache, daß die sozialen Errungenschaften der Arbeiterklasse nicht weiter ausgebaut werden können, sondern gefährdet und z.T. bereits schon wieder verloren sind. Mit dieser Entwicklung ist nicht nur die Frage nach der Krisenhaftigkeit des Kapitalismus so eindeutig beantwortet, daß heute niemand mehr seine Krisenfreiheit behauptet haben will - zugleich hat die Frage nach den Auswirkungen der Krise auf das Arbeiterbewußtsein ihren hypothetischen Charakter verloren und ist von daher empirisch angebar geworden.

2. Beim Versuch, die Krise als "Bewegungsfaktor" des Bewußtseins empirisch einzuholen, reproduzierten sich zunächst einmal alle vorher ungelösten Probleme der theoretischen Fassung von Arbeiterbewußtsein. Was sich für eine empirische Argumentation als ebenso großes Problem erwies, war der Umstand, daß keine umfassenden Untersuchungen des "Vorkrisen-Bewußtseins" vorlagen, so daß es schwierig war, die zu erklärenden Veränderungen empirisch präzise zu fassen (was die Frage nach der Entwicklungsrichtung des Bewußtseins schnell von der Empirie weg hin zur - unzulänglichen - Theorie verschiebt).

Über diese Schwierigkeiten hinaus ergab sich für Untersuchungen des Krisenbewußtseins die zentrale Irritation daraus, daß die letztlich doch erwartete Stärkung des Klassenbewußtseins durch die Krise nicht augenfällig eintrat; vielmehr konnte man eine Stagnation oder gar eine Rückentwicklung (Anfälligkeit für nationalistische Parolen, Korporatismus) beobachten, wenn man sich an das politisch manifeste Verhalten der Arbeiter und ihrer Organisationen hielt. Bestand vorher die "Klemme" darin, daß die Krise, die das Bewußtsein befördern sollte,

nicht absehbar war, so stellte sich nach Eintritt der Krise die Klemme nun anders: Die erwartete Wirkung der Krise auf das Bewußtsein trat nicht ein oder konnte nicht aufgedeckt werden.

3. Von daher erschien es uns 1976 bei der Konzeptionierung der Werftstudie sinnvoll, an das Hauptthema Rationalisierung-Arbeitsbewußtsein eine Bestandsaufnahme dessen anzuschließen, was Arbeiter über "die Krise" denken. Angesichts des Standes der Diskussion um das Arbeiterbewußtsein erschien uns auch die eingeschränkte Absicht, einige empirische Materialien zum Zusammenhang von realer Krisenbetroffenheit und ihrer subjektiven Verarbeitung beizutragen, vertretbar.

Im Rahmen unserer Untersuchung führten wir Ende 1977/Anfang 1978 Intensivinterviews mit 119 Werftarbeitern aus zwei Großbetrieben durch. Wir haben mit den nach dem Kriterium der Rationalisierungsbetroffenheit ausgewählten Teilkollektiven von Schiffbauern, Rohrschlossern und Schweißern ausführliche thematisch strukturierte Gespräche geführt und diese qualitativ unter bestimmten Fragestellungen mit dem Ziel einer Gruppenbildung ausgewertet. Der Verzicht auf die Methode der standardisierten Befragung und auf Vorgaben (die gerade bei wenig reflektierten Fragekomplexen von den Befragten gerne aufgegriffen werden und dabei zu völlig verzerrten Resultaten führen) sowie auf Vorab-Typisierungen, mit denen das reale Denken weniger erfaßt als vielmehr subsumiert wird, hat unserer Auffassung nach eine differenzierte Analyse eines Ausschnitts des komplexen Arbeiterdenkens ermöglicht.

Unsere Ergebnisse können u.E. weder Repräsentativität noch ungebrochene Gültigkeit beanspruchen: Wir haben nur einen spezifischen Bereich von Lohnarbeitern erreicht, und deren Situation war vor fünf Jahren durch eine sich zuspitzende Branchenkrise bei einer vergleichsweise noch stabilen Wirtschaftslage und einem weitgehend funktionsfähigen "sozialen Netz" gekennzeichnet. Trotz dieser Einschränkungen messen wir unseren Befunden mehr als einen nur historischen Wert zu. Wir meinen, daß die von uns analysierten Bewußtseinslagen auch heute noch das Denken der Arbeiter prägen und Entwicklungsrichtungen eröffnen oder blockieren.

Im folgenden werden wir versuchen, anhand der Befunde der Werftstudie zum Krisenbewußtsein zu zeigen, wie sich die Krise im Bewußtsein der Arbeiter niederschlägt.

4. Zunächst soll geklärt werden, wie die Arbeiter die Krise und ihre Folgen für die eigene Situation überhaupt wahrnehmen. Die Werftarbeiter sahen sich mit Entlassungen, z.T. erheblichen Einkommenseinbußen und Arbeitsverschlechterungen konfrontiert, ohne daß man eine Verbesserung dieser Situation erwartete. Entsprechend wurden die Lage der Werften als krisenhaft definiert und der eigene Arbeitsplatz durchgängig als gefährdet angesehen. Überraschenderweise hat diese Bedrohung aber keineswegs massive Ängste in bezug auf die eigene Existenz ausgelöst, obwohl auch die weitere Entwicklung im Schiffbau und in der Gesamtwirtschaft skeptisch beurteilt wurde. Diese reduzierte Dramatik bei der Krisenwahrnehmung und die Haltung des "Mit-der-Krise-leben-könnens" sind keineswegs als "Verdrängung" zu fassen, sondern diese Auffassungen haben durchaus materielle Hintergründe. Dies wird an drei Aspekten der Argumentation der Werftarbeiter deutlich:

a) Bei aller Krisenbetroffenheit (vor allem einzelner Branchen) wurde - durchaus realistisch - die gesamtwirtschaftliche Situation 1977/78 nicht als katastrophisch zugespitzt eingeschätzt. Trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten und der hohen Arbeitslosenzahlen ging man eher von einer intakten Ökonomie als von fortgeschrittener Zerrüttung aus: Es gab nach wie vor offene Stellen, und der Staat konnte noch etwas zur Stützung einzelner Betriebe und Branchen tun. Das eigene materielle Lebensniveau wurde trotz der Einbußen häufig durch die Aussage "es ist uns noch nie so gut gegangen wie heute" charakterisiert, und der Hinweis auf die hervorragende ökonomische Position der Bundesrepublik Deutschland im internationalen Vergleich war keineswegs selten.

b) Die von der Gefährdung des Arbeitsplatzes ausgehende Bedrohung der eigenen Lebenssituation hielt sich in Grenzen. Einzelne Arbeiter hatten etwa alternative Stellenangebote, waren nicht ausschließlich auf ihr Arbeitseinkommen angewiesen (Hausbesitz mit Einnahmen aus Vermietung, Einkommen der Frau) oder konnten sich im "informellen Sektor" (Nebenerwerbslandwirtschaft, eigene Werkstatt, 'Schwarzarbeit') ausreichend reproduzieren; bis auf wenige ältere Arbeiter vertrauten nahezu alle darauf, in jedem Fall eine andere Arbeit wiederbekommen zu können und stützten sich dabei auf vielfältige Beispiele.

c) Auch in der - zumindest kurzfristig für möglich gehaltenen - Arbeitslosigkeit wurde keine existenzielle Bedrohung gesehen. Zwar übertrug man die von einer starken Minderheit artikulierte Überzeugung, den Arbeitslosen ginge es insgesamt zu gut, keineswegs auf die eigene Person; insgesamt wurde aber auf die Funktionsfähigkeit gesellschaftlicher Absicherungen vertraut.

5. Die reduzierte Dramatik bei der persönlichen Krisenbetroffenheit war keineswegs als Ausdruck von Illusionen in bezug auf die eigene abhängige Stellung zu verstehen, sondern ging vielmehr mit Einsichten in die eigene lohnabhängige Position und die sich daraus ergebenden strukturellen Probleme einher.

a) Die Werftarbeiter sahen durchgängig keine Chance, Einschränkungen bei den Löhnen und die Übernahme schlechterer Arbeiten abzulehnen. Oft wurde die erhöhte Anpassungs- und verringerte Widerstandsbereitschaft unmittelbar mit dem expliziten Hinweis auf die eigene Lohnabhängigkeit, auf den Zwang zum Verkauf der Ware Arbeitskraft begründet.

b) Die große Mehrheit der Werftarbeiter registrierte die klassenspezifische Verteilung der Krisenlasten sehr deutlich und drückte dies häufig mit dem Topoi "Es trifft immer den kleinen Mann" aus. Zu den besonders betroffenen "kleinen Leuten" wurde neben den Arbeitern meist auch die Mehrheit der Angestellten gerechnet, während man für "die Großen" anhand von Beispielen erläuterte, daß sie Krisen ohne großen Schaden oder sogar mit Gewinn überstehen.

c) Die Arbeiter sahen eine deutliche Verschlechterung des Kräfteverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit zu ihren eigenen Ungunsten, die der Vertretung von Arbeiterinteressen auch machtpolitische Grenzen setzte und z.B. spontane Streiks als aussichtslos erscheinen ließ. Selbst die Erfolgchancen gewerkschaftlicher Arbeitskämpfe wurden skeptisch beurteilt, auch wenn man für den Erhalt der Reallöhne - an dieser Stelle fand die häufig angedeutete Verzichtsbereitschaft vieler Arbeiter ihre Grenze - selbst in der Krise durchaus Streikbereitschaft signalisierte.

6. Die sich bei der Betrachtung der Krisenfolgen andeutenden Einsichten in die kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen setzten sich bei den Äußerungen zu den Krisenursachen in der Regel nicht fort. Dazu gab es bei den Werftarbeitern keine eindeutig strukturier-ten, konsistenten Vorstellungen. Dem offenkundigen Mangel an überzeugenden Krisenanalysen in der politischen Diskussion entsprach deutlich das Bewußtsein der Arbeiter.

Versucht man unter unserer Fragestellung die Vorstellungen zur Krisenerklärung zu ordnen, so zeichnen sich drei Auffassungen ab:

- a) Krise als gesellschaftlich-politisch nicht beeinflussbare und letztlich unabweisbare quasi-natürhafte Zwangsbewegung. Begriffspaare wie "Ebbe und Flut", "Glück und Pech", "fette und magere Jahre" stehen für den quasi-natürlichen Zwangscharakter von Krisen;
- b) Krise als Resultat spezifischer ökonomischer Konstellationen, d.h. mit ökonomischen Kategorien deutbar und tendenziell beeinflussbar - wobei sich die ökonomischen Kategorien und entsprechenden Maßnahmen in der Logik der Marktwirtschaft bewegen;
- c) schließlich eine Krisenerklärung, die explizit auf Kapitalinteressen rekurriert. Man sieht einen Zusammenhang zwischen dem kapitalistischen Wirtschaftssystem und der Krise.

Es ist aber festzuhalten, daß diese Krisenerklärungen nicht einzelnen Arbeitern schlüssig zugeordnet werden können: Ein- und dieselbe Person bezieht sich oft auf mehrere dieser Argumentationen gleichermaßen.

7. Nach unseren Ergebnissen förderte die Krise bei den Werftarbeitern die Einsicht in die eigene lohnabhängige Stellung; bei der Benennung von Krisenursachen geriet zumindest in einer wichtigen Argumentationslinie das Kapital in den Blick. Wenn die Vermutung sich bestätigen soll, daß die Krise eine Entwicklung des widersprüchlichen Arbeiterbewußtseins zur Klasse für sich einleitet, müßte sich dieses schließlich in der Herausbildung antikapitalistischer Krisenlösungsperspektiven niederschlagen.

Die empirisch vorfindlichen Lösungsvorstellungen der Werftarbeiter waren 1978 jedoch durch eine große Offenheit gekennzeichnet und boten Ansatzpunkte für sehr unterschiedliche Interpretations- und Strategieansätze; insbesondere die spontane Neigung bzw. Zustimmung zu allen kurzfristig erfolgversprechenden Maßnahmen führte zu Widersprüchen und zur Aufnahme von Überlegungen aus gegensätzlichen Positionen und macht alle Versuche zu einer Typisierung von Krisenlösungsperspektiven problematisch. Trotz dieser Einschränkungen lassen sich drei unterschiedliche Richtungen von Lösungsvorstellungen ausmachen.

Etwa ein Drittel der Arbeiter bezog autoritär-nationalistische Vorstellungen in die Überlegungen zur Krisenlösung ein: Diese reichten von der Ausweisung der Ausländer über verstärkte Disziplinierungen und verschärften Protektionismus bis hin zu den Forderungen nach einer Einschränkung der Demokratie. Da diese Vorstellungen insgesamt ihre Basis im unmittelbaren Interesse an Arbeitsplätzen hatten, dürfte ihre Überwindung wesentlich davon abhängen, ob andere erfolgversprechende Lösungsansätze entwickelt werden können.

Die dominanten Vorstellungen zur Überwindung der Krise lassen sich als marktwirtschaftliche Lösungsansätze bezeichnen. Es wurden sowohl Aktivitäten zur Förderung der Konkurrenzfähigkeit des eigenen Unternehmens wie auch eine Beschäftigungspolitik durch vermehrte Staatsaufträge verlangt. Den Gewerkschaften wies man zwar die Sicherung der Arbeitsplätze als Hauptaufgabe zu, ohne daß ihnen allerdings damit ein eigenständiger Beitrag zur Einlösung dieser Forderung zugetraut wurde. Eine relevante Minderheit erwartete von den Gewerkschaften sogar eine Wirtschaftsförderung durch die Vergabe von Aufträgen und Krediten für notleidende Unternehmen ("Neue Heimat Schiffbau"). Die wesentliche Funktion gewerkschaftlicher Politik und von eigenem Handeln sah man darin, Druck auf den Staat auszuüben - der Staat erschien als "letzter Retter". Dabei wurde die Einschätzung, daß der Staat zur Regulierung der Probleme einer sehr kleinen Branche wie der Werften in der Lage ist, keineswegs verallgemeinert: Die von der Mehrheit klar gesehenen Grenzen staatlicher Möglichkeiten (er kann Krisen zwar lindern, aber nicht vermeiden) relativierten so die "Staatsfixierung". Jenseits der Perspektive, auf den Staat zur Erlangung seiner Hilfeleistung Druck auszuüben, wurde weniger in kämpferischen Aktionen gegen das Kapital und eher in dessen Stärkung ein Beitrag zur Arbeitsplatzsicherung vermutet: Durch Streiks kommen keine Aufträge herein, Betriebsbesetzungen lösen keine Absatzprobleme, und Betriebsräte können bestenfalls bei der Auftragsbeschaffung helfen. Da sich das Interesse am Arbeitsplatz vor allem als Interesse an der Sicherung des "eigenen" Betriebes vermittelte, diskutierte man die Entlassungen von großen Teilen der Belegschaft häufig verständnisvoll und bezog den Erhalt der Konkurrenzfähigkeit des Unternehmens in die eigene

Disposition ein. Diese Perspektive wurde von vielen nicht einmal als Klassenkompromiß begriffen: Die involvierten Interessen erschienen als weitgehend harmonisierbar, auch wenn durchaus registriert wurde, daß einzelne Interessendimensionen dabei fühlbar verletzt wurden.

Tendenziell systemkritische Ansätze zur Krisenlösung wurden nur von einer Minderheit der Werftarbeiter vorgetragen. Soweit sie sich auf staatliches Handeln bezogen, forderten sie vor allem eine gezielte Einflußnahme auf die Entscheidungen der Unternehmen und höhere Unternehmensabgaben zur Finanzierung staatlicher Maßnahmen. Staatliche Auflagen sollten sicherstellen, daß die Subventionen auch tatsächlich zum Abbau der Arbeitslosigkeit eingesetzt werden. In der Forderung nach Verstaatlichung klang durchaus die Perspektive an, damit auch zur Veränderung gesellschaftlicher Strukturen und Machtverhältnisse beizutragen. In systemkritische Richtung deuteten auch die in unterschiedlichen Zusammenhängen ergänzend artikulierten Vorstellungen von einer offensiven Gewerkschaftspolitik. Genannt wurden Arbeitszeitverkürzung und Belastungsabbau (letztlich durch bessere Personalausstattung). Diese Vorschläge verdichteten sich aber in der Regel nicht zu einem geschlossenen und hart durchzusetzenden Lösungskonzept.

Insgesamt zeigen unsere Befunde zu den Vorstellungen von Krisenlösungen, daß die durch die Krise verstärkten Einsichten in die gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht so ausgeprägt sind, daß sich aus ihnen auch nur mehrheitlich eine antikapitalistische Lösungsperspektive ergeben würde; die Vorstellungen der Arbeiter zur Überwindung der Werftkrise bewegten sich fast durchweg im Rahmen des gesellschaftlichen Status quo.

8. Wir haben unsere Befunde unter der Formel "Krise ohne Schrecken" zusammengefaßt und damit eine wichtige Komponente zur Erklärung des vorgefundenen Bewußtseins angedeutet. Danach läßt sich dieses Ergebnis für die Jahre 1977/78 als Resultat einer "doppelten Abfederung" fassen: Die ökonomische Krise schlägt nur begrenzt auf die Lebenslage der weiterhin Beschäftigten durch, und die veränderte Situation läßt sich noch in den bisherigen Bewußtseinsformen interpretieren. Damit sind zugleich zwei Faktoren benannt, denen für die Rezeption der gegenwärtigen ökonomischen Situation möglicherweise eine veränderte Bedeutung zukommt. Was bei den Werftarbeitern für die Interpretation der Branchenkrise im Schiffbau noch die Bedingungen für eine "gelassene" Krisenwahrnehmung bildete, könnte nun gerade das Krisenbewußtsein radikalisieren: Nun beginnt das politisch-ökonomische System insgesamt Krisenwirkungen zu zeigen, die eine mehr kollektive Betroffenheit unterstreichen; zugleich dürfte sich eine Diskrepanz zwischen den alten Bewußtseinsformen und der neuen gesellschaftlichen Realität der Arbeiter verbreitern oder auftun, d.h. geronnene Interpretationen werden an eine zunehmend stärker veränderte soziale Wirklichkeit herangetragen und können so leichter als obsolet erfahren werden. Danach wären die der Krise zugeschriebenen Veränderungen im Arbeiterbewußtsein in unserer Studie noch nicht erfaßt.

Vor diesem Hintergrund ist zu vermuten, daß die festgestellte Rezeption der Krise als "Krise ohne Schrecken" an spezifische Bedingungen geknüpft ist, die beim weiteren absehbaren Gang der ökonomischen Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland keinen Bestand mehr haben werden.

9. An das, was oben die "doppelte Abfederung" genannt worden ist, knüpfen die folgenden Überlegungen zur Anlage einer neuen Untersuchung zum Krisenbewußtsein an.¹⁾

In der Debatte um das Arbeiterbewußtsein in der ersten Hälfte der 70er Jahre ist der Industriesoziologie, die für die empirische Seite des Arbeiterbewußtseins "zuständig" ist, u.E zu recht vorgeworfen worden, das gesellschaftliche Sein der Arbeiter auf die unmittelbare Arbeitssituation zu verkürzen, so die gesellschaftliche Bestimmtheit auszublenden und sich damit den Zugang zur Bewußtseinsanalyse zu verstellen.

Die dagegen formulierte Position, den Zugang zum empirischen Arbeiterbewußtsein durch eine systematische Analyse des Kapitalverhältnisses zu finden, sich also an die ökonomischen Formbestimmungen zu halten, greift ebenfalls - auch nach Auffassung der Verfechter dieses Ansatzes - noch zu kurz. Damit ist keineswegs gesagt, daß die bisherige marxistische Diskussion um Bewußtseinsformen obsolet wäre - es spricht vielmehr einiges dafür, diese Diskussion wieder aufzunehmen; dabei ist jedoch klar herauszuarbeiten, daß sie - wie die Industriesoziologie - nur einen bestimmten Ausschnitt von Arbeiterexistenz erfaßt und von daher vom Ansatz her nicht in der Lage ist, reale Bewußtseinsformen der Individuen umfassend aufzuschlüsseln, da deren Bewußtsein stets auch aus den

1) Wir beziehen uns hierbei auf Sebastian Herkommer: Arbeit und Nichtarbeit. In: Sonderheft Industriesoziologie der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, und auf J. Bischoff/K. Maldaner: Kultur und Ideologie, Hamburg 1980 und 1982.

Bereichen gespeist wird, die sich mit den ökonomischen Formbestimmungen als Bewußtseinsformen nicht erfassen lassen.

Positiv gesagt: Der Lohnarbeiter ist eben nicht nur Charaktermaske/Personifikation ökonomischer Kategorien, sondern auch persönliches Individuum. Die Unterscheidung zwischen Klassenindividuum und persönlichem Individuum ist zwar bereits im Verhältnis des Lohnarbeiters zum Kapital gesetzt, findet hier aber nicht ihre volle Entfaltung.

Daraus ergibt sich erst einmal die Notwendigkeit, die sozialen Verhältnisse außerhalb der Produktion zu erfassen, um dann die diesen Bereichen entsprechenden Bewußtseinsformen aufzuarbeiten. Wenn auch einzuräumen ist, daß der Bereich der Nichtarbeit als nicht unmittelbar durch das Kapitalverhältnis strukturierte Sphäre der Existenz der Lohnarbeiter gerade von marxistischen Positionen lange zu gering geschätzt worden ist, so wäre es doch problematisch, nun Arbeit und Nichtarbeit gleichrangig nebeneinander zu stellen. Dies gilt auch für den Versuch, die Vorstellung von der Arbeit als dem bloßen Mittel zum Leben zum Leitfaden weiterer Untersuchungen zu machen. Dem Arbeiter mag zwar sein Leben als Resultat seiner selbstbestimmten Individualität erscheinen, während ihm seine gesellschaftliche Bestimmtheit äußerlich bleibt und als die "natürliche" Form der Produktion gegenübertritt. Diese Vorstellung beruht selbst noch einmal auf der spezifischen Verfassung des materiellen Reproduktionsprozesses und bedeutet eine Umkehrung des realen Verhältnisses von Arbeit

und Nichtarbeit. Demgegenüber muß die wissenschaftliche Analyse am gesellschaftlich gesetzten Zusammenhang der Lebensbereiche festhalten.

Für weitere Untersuchungen zum Krisenbewußtsein wird es nötig sein, zunächst einmal die Gesamtheit oder doch wenigstens einen größeren Ausschnitt der Lebensbereiche des Arbeiters einzubeziehen. Für die Nichtarbeit wäre die materielle Basis dieser Sphäre aufzunehmen. Dabei ist klar, daß der bloße Arbeitslohn nicht die einzige Revenuequelle darstellt. Zu nennen sind hier staatliche Tranfereinkommen, Einkünfte aus Vermögen oder anderer Erwerbstätigkeit, der soziale Konsum und Einkommensbestandteile nicht monetärer Art. Weiterhin sind wichtige Bereiche der Nichtarbeit nach ihrer quantitativen Bedeutung (Zeit-Budget), nach ihrer Kostenträchtigkeit und danach zu untersuchen, welche realen Chancen zur Entfaltung der Individualität dort jeweils gesetzt sind.

Auf dieser Grundlage wäre dann - neben der Untersuchung der Veränderungen in der Sphäre der Arbeit - zu analysieren, welche Auswirkungen die Krise auf die materielle Basis des Nicht-Arbeitsbereiches hat, um anschließend zu klären, ob sich (oder wie sich) Einschränkungen der materiellen Basis der unterschiedlichen Bereiche der Nicht-Arbeit geltend machen. Es müßte versucht werden nachzuzeichnen, wie sich Verschiebungen in der Ökonomie auf die jeweiligen abgeleiteten Lebensbereiche auswirken und das zugespitzt unter der Frage, ob es dadurch zu einer realen Einschränkung der Entfaltungsmöglichkeiten des Individuums kommt.

Für die Bewußtseinsfragestellung wären in Ergänzung zu den Überlegungen zur Untersuchung der Momente, die aus dem Arbeitsbereich entspringen, erst einmal die Bewußtseinsformen zu entwickeln, die sich aus dem Nicht-Arbeitsbereich ergeben. Zumindest für entwickelte Gesellschaften wie die der BRD ist davon auszugehen, daß es der Arbeiterbewegung gelungen ist, doch einiges zu erreichen, was eine Erfaltung des Individuums im Nicht-Arbeitsbereich ermöglicht. Unter dieser Bedingung sind die Bewußtseinsformen des Nicht-Arbeitsbereiches als Verstärkung der bereits durch ihre Stellung im Produktionsprozeß gesetzten Vorstellungen von Freiheit, Gleichheit, Selbstverwirklichung etc. zu interpretieren. Die andere Seite der im Produktionsprozeß angelegten Bewußtseinsformen, die Zwang, Ungleichheit und Fremdbestimmung betonen, werden dann in ihrer Bedeutung herabgesetzt. Wenn geklärt ist, wie sich die Krise auf die Lage des Arbeiters als Lohnarbeiter und auf die Entfaltungsspielräume der Individualität im Nicht-Arbeitsbereich auswirkt, kann dann gefragt werden, ob diese Veränderungen die bisherigen Bewußtseinsformen in Frage stellen.

Mit dieser vorgeschlagenen Erweiterung des Gegenstandes von Untersuchungen zum Krisenbewußtsein ist keineswegs beabsichtigt, die Vorstellung einer direkten Umsetzung von realer Entwicklung in die Wahrnehmung nunmehr in einer komplexeren Fassung wiederzubeleben. Wir wollen daher noch auf ein weiteres Moment hinweisen, das u.E. für die Interpretation von empirischem Krisenbewußtsein von Bedeutung ist: Das einmal entwickelte Bewußtsein gewinnt eine beachtliche Stabilität und ändert sich nicht im Gleichtakt mit der Basis, auf der es ursprünglich entstanden ist. So ist

es durchaus möglich, daß unterschiedliche Situationen mit den gleichen Denkstrukturen wahrgenommen werden, ohne daß diese gleich gesprengt werden. Man sollte deshalb die Tatsache, daß in der Krise lange keine großen Brüche im Bewußtsein deutlich geworden sind, nicht dahingehend interpretieren, daß die Individuen die Veränderungen im gesellschaftlichen Bereich überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen. Es ist nicht nur von einer gewissen Stabilität einer vorhandenen Bewußtseinsform auszugehen, sondern auch von einer gewissen Elastizität, d.h. von der Fähigkeit, unterschiedliche Situationen zu interpretieren. Von daher müssen sich ökonomische Krisen nicht notwendig in einer Einsicht über die soziale Abhängigkeit und den gesellschaftlich bestimmten Charakter der Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse des Reproduktionsprozesses niederschlagen.

Gerade die relative Autonomie des Überbaus und die damit gesetzte relative Verselbständigung der entsprechenden Bewußtseinsformen sowie ihre Elastizität, veränderte Bedingungen noch zu interpretieren, sind durchaus ein Argumentationsstrang zur Erklärung bisheriger Krisenrezeptionen. Der zweite, genauso wichtige besteht aber darin, aufzuzeigen, in welchem Maße denn die Krise bisher die objektiven Verhältnisse in der Produktion und im Überbau überhaupt verändert hat. Die Zählebigkeit von Bewußtseinsformen aus der Hochkonjunktur ist möglicherweise auch damit zu erklären, daß sich deren materielle Basis lange gar nicht so dramatisch verändert hatte, wie es ökonomische Kennziffern vielleicht vermuten ließen.

10. Unserer Auffassung nach haben Analysen von Arbeiterbewußtsein letztlich nur einen Sinn aus einer politischen Perspektive heraus. In dieser Hinsicht läßt sich aus unseren

Befunden trotz aller Einschränkungen doch ein Ergebnis festhalten: Die Zersetzung des Wirtschaftswunderbewußtseins vollzieht sich nicht so, daß schnell eine antikapitalistische Grundströmung als strukturierendes Moment im Arbeiterbewußtsein entsteht. Dennoch: Selbst in den differenzierten und widersprüchlichen Vorstellungen der Werftarbeiter zur Krisenlösung ließen sich Momente ausmachen, an die eine offensive gewerkschaftliche Politik etwa zur Arbeitsplatzsicherung anknüpfen könnte. Die Verbreitung von bei den Arbeitern erst schwach entwickelten Perspektiven wie der Arbeitszeitverkürzung, der gezielten staatlichen Investitionsprogramme und der Vergesellschaftung setzt voraus, daß diese Überlegungen präzisiert und in eine angehbare politische Gesamtkonzeption umgesetzt werden. Elementare Bedingung dafür ist eine Zusammenfassung und Vertiefung der beginnenden Diskussion in den Betrieben und Gewerkschaften. Dieser notwendige Prozeß kann durch Experten zwar unterstützt, jedoch nicht durch Debatten unter den "zuständigen Spezialisten" ersetzt werden.